

Stadtarchiv Mannheim

Nachlaß

Hermann Heimerich

Zugang: 24/1972

ANBRUCH

MONATSSCHRIFT FÜR MODERNE MUSIK

XII. JAHRGANG

HEFT 2

FEBRUAR 1930

DIE SOGENANNTEN OPERNKRISE

PRAKTISCHE VORSCHLÄGE ZUR ABWEHR:

PAUL STEFAN Das Studio

Projektionen, die Lösung des Ausstattungsproblems

✗ OBERBÜRGERMEISTER HEIMERICH: S. 46-49

Rede für das Mannheimer Nationaltheater

INTENDANT ROSEN, Gera: Der Rundfunk hilft dem Theater

INTENDANT HANS FLESCH: Rundfunk im neuen Jahr

H. F. REDLICH: Die Ideologie in Křeneks neuen Werken

TH. WIESENGRUND-ADORNO: Schönbergs neue Oper

VIKTOR ULLMANN: Alban Berg

ALBAN BERG: Wozzeck

GÜNTHER STERN: Spuk im Radio

NEUE OPERN / KONZERTBERICHTE / NACHRICHTEN

UNIVERSAL-EDITION

Nachlass Heimerich

ANBRUCH

MONATSSCHRIFT FÜR MODERNE MUSIK
GELEITET VON DR. PAUL STEFAN

Das nächste Heft erscheint anfangs MÄRZ als

SONDERHEFT GUSTAV MAHLER

ERWIN STEIN:	Mahlers Kompositionstechnik
EGON WELLESZ:	Mahlers Instrumentation
H. F. REDLICH:	Mahlers Umwelt
HANNS GUTMAN:	Mahlers Banalität
TH. WIESENGRUND-ADORNO:	Mahler Heute
PAUL STEFAN:	Mahler und das Theater

Das Heft setzt ferner die Erörterungen gegen die Opernkrise fort.

APRIL: SONDERHEFT FRANKREICH

Mit Beiträgen von

Pierre G. Bourgoin, Paul Claudel, Jean Cocteau, Hans Curjel, Karlheinz Gutheim, Francis Jammes, Julius Kapp, Darius Milhaud, Kurt Westphal, Theodor Wiesengrund-Adorno u. a.

Der Preis des Abonnements für Österreich beträgt für ein Jahr S 8.—, der Preis einer Einzelnummer S 1.—. Für Deutschland 6 Reichsmark, Einzelheft 80 Pfennig, für die Tschechoslowakei č K 50.— (č K 6·50), für Holland fl 4.— (—·50), für England 7/6 sh (0/9), für Italien 30 Lire (4.—), für die Vereinigten Staaten 3 \$ (40 c). Für alle anderen Länder 7·50 Schweizer Franken, Einzelhefte 90 Centimes in der Währung des betreffenden Landes.

Berlin: Ed. Bote & G. Bock

Man verbiete die Neuerungen: Die Künstler selbst werden neue Aufgaben verlangen.

Sie haben sie verlangt. Während man über Zusammenlegungen im Rheinland sprach, die etwa der Stadt Frankfurt drei Monate Opernspiel zubilligen würden, andere drei mit dem gleichen Ensemble dem Staatstheater in Wiesbaden, drei der Landesbühne in Darmstadt — genau in diesem Zeitpunkte führte das Frankfurter Opernhaus nicht nur, justament, das neue Werk von Schönberg auf, sondern es wurde, an dem nämlichen Tag, in Frankfurt von Fachleuten ein Vorschlag erörtert, sich gegen eine mindere Intensität der Opernarbeit praktisch zu wehren.

In Frankfurt soll, zunächst dort, ein Opern-Studio errichtet werden. Das Studio mit seinen jungen, nicht allzu teuren Kräften, kann für ein bestimmtes Musikgebiet schwierige Werke einer dem Publikum noch nicht genehmten „Richtung“ vorbereiten und aufführen; es kann dann mit diesen Werken das gesamte Musikgebiet bereisen. Die übrigen Opernkräfte des großen Theaters bleiben für die Arbeit an schon bewährten Werken frei. Die Arbeit ist geteilt, ihre Intensität verdoppelt.

Ein solches Studio wäre aber auch der erste sichtbare Beweis des guten Willens in den breiten Erörterungen über Krisenhaftigkeit. Zu diesen Erörterungen konnte es nur kommen, weil sehr viele die Oper immer noch als ein Fossil von höfischem Luxus ansehen. Die Zeit dieser Oper ist freilich vorbei. Damit ist nicht gesagt, daß die Stoffe einer neuen Oper aus dem Alltag von heute geschnitten werden sollen. So viel Unwirklichkeit, so viel Transzendenz ist in jeder rechten Oper, daß sie als Kunstwerk auch den Menschen von heute gehören kann. Sie muß ihnen nur geboten werden. Wer die Oper von gestern liebt, wird in unseren Theatern noch lange genug davon finden. Die Oper von morgen wird im Studio vorbereitet. Sie lebt. Paul Stefan

ZWEITE ABWEHR: HERABSETZUNG DER INSZENIERUNGSKOSTEN

Bei den Aufführungen der Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ wird zum ersten Male ein Versuch gemacht, der bei der augenblicklichen materiellen Bedrängnis der deutschen Opernbühnen von prinzipieller Bedeutung ist. Der Verlag Universal-Edition stellt den Bühnen bei diesem Werk außer dem Notenmaterial auch die 30 Projektionstafeln, welche Caspar Neher zu dem Werk entworfen hat, leihweise zur Verfügung. Die Inszenierungskosten, die auf diese Weise den Bühnen erwachsen, sind minimal, gemessen an den sonst für Novitäten notwendigen Beträgen. Die Theater in Leipzig, Kassel, Braunschweig, Essen, Oldenburg und Dortmund bringen „Mahagonny“ schon in dieser Inszenierung heraus.

Es besteht der Plan, auch bei anderen Werken des Verlags durch eine derartige Vereinheitlichung einschneidende Verbilligungen der Inszenierungskosten zu ermöglichen. Hierüber werden im „Anbruch“ näher detaillierte Pläne auch von Technikern veröffentlicht werden. H. H.

REDE FÜR EIN DEUTSCHES THEATER

Oberbürgermeister Dr. Heimerich, Mannheim

Der Bürgerausschuß der Stadt Mannheim hat beschlossen, den Theaterbetrieb mit den drei Spielgattungen (Schauspiel, Oper und Operette) aufrecht zu erhalten, hat aber die Bewilligung des vom Stadtrat festgesetzten Betriebszuschusses abgelehnt. Die Prüfung der durch diesen Beschuß des Bürgerausschusses geschaffenen Rechtslage hat ergeben, daß dieser Beschuß nicht ausführbar ist. Er hat sich zwar grundsätzlich für die Aufrechterhaltung des Theaterbetriebes ausgesprochen, gleichzeitig aber die hiefür erforderlichen Mittel abgelehnt.

Die Rede, mit der der Oberbürgermeister in einer zweiten Sitzung des Bürgerausschusses gegen diesen Beschuß, der die Schließung des Nationaltheaters bedeutet hätte, auftrat, scheint uns gerade im gegenwärtigen Augenblick eines allgemeinen Kampfes um die Theater von prinzipieller Bedeutung. Sie sagt Wesentliches über die geistigen Grundlagen, auf denen die Idee der öffentlichen Kulturbühnen in Deutschland ruht. Nach einer Darstellung der Vorgeschichte, die zu dem bekämpften Beschuß geführt hat, fährt der Oberbürgermeister fort:

Was ist nun zu diesen Vorgängen zu sagen? Zwei Fraktionen haben die Fortführung des Theaters und den Theateretat aus weltanschaulichen Gründen abgelehnt. Ich habe Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung und bin auch der Meinung, daß auf Weltanschauungen größtmögliche Rücksicht genommen werden muß. Aber in einer Stadt und in einer Zeit, in der die verschiedensten Meinungen und Weltanschauungen bestehen, kann das nur im Rahmen des Ganzen erfolgen. Ich habe wiederholt der Meinung Ausdruck gegeben, daß ein städtisches Theater mit Takt und gutem Geschmack geführt werden muß und daß es nicht gerade notwendig ist, jedes Reportagestück, das in Berlin seine Zuschauer findet, auch in Mannheim aufzuführen. Aber die Behandlung der Zeitprobleme, die mit der Aufgabe des Theaters immer aufs engste verbunden war, kann man nicht ausschließen. Das Vetorecht einer Minderheit des Theaterausschusses ist schon nach demokratischen Grundsätzen unmöglich und hat den heftigsten Widerstand aller anderen Fraktionen des Bürgerausschusses gefunden. Ich glaube, daß man bei gutem Willen auf allen Seiten einen Weg finden könnte, um einen Spielplan zu erreichen, der keinen vergewaltigt, und weise u. a. darauf hin, daß heute schon der Abonnement bis zu sechs Stücke, deren Richtung ihm nicht paßt, mit anderen vertauschen kann. Ich kann aber nicht begreifen, daß man infolge von Unstimmigkeiten über die Spielplangestaltung ein so ehrwürdiges Institut wie das Mannheimer Nationaltheater überhaupt zur Schließung bringen will und den Theateretat ablehnt. Gilt nach dem berüchtigten Rezept des ehemaligen Reichskanzlers Michaelis für jede Partei etwa nur Theaterkultur „wie ich sie verstehe“ und muß dem Fidelio und

60 oder 70 zeitlos wertvollen Stücken, die über unsere Bühne gehen, deshalb das Mannheimer Lebenslicht ausgeblasen werden, weil drei oder vier Stücke von der einen oder anderen Gruppe abgelehnt werden? Erinnert das nicht ein wenig an den Bären in der Fabel, der durch einen Steinwurf die Fliege am Kopfe des schlafenden Menschen verscheuchen wollte?

Und nun zu den kühlen Rechnern, die dem Theater einen Betriebszuschuß von einer Million äußerstenfalls bewilligen wollen, aber von bestimmten Einnahmen dabei überhaupt nicht ausgehen. Diesem Vorschlag liegt die Idee der Verpachtung des Theaters zugrunde, die ja von einem Redner schon bei den allgemeinen Etatberatungen in diesem Jahre vertreten wurde. Man hat mittlerweile eingesehen, daß die Verpachtung der Oper unter den heutigen Zeitverhältnissen nicht möglich ist, aber man ist von der Idee doch noch nicht ganz los gekommen und denkt anscheinend an eine Art Verpachtung des Theaters durch das Parlament an die Verwaltung. „Du Verwaltung bekommst eine Million Zuschuß, mach' damit, was du willst, jedenfalls darfst du mir kein höheres Defizit präsentieren und ein gutes Theater wollen wir natürlich auch haben; Einzelheiten kümmern uns nicht.“ Dieser Standpunkt ist nicht nur rechtlich unmöglich, weil er den fundamentalen Grundsätzen der städtischen Haushaltungsgebarung widerspricht, die nach gesetzlicher Vorschrift auf Etats mit bestimmten Einnahmen und Ausgaben aufgebaut ist, sondern er ist auch bequem, weil er seine Urheber der Mühe überhebt, Einzelschlüsse zu machen und weil er die Verantwortung lediglich der Verwaltung zuschiebt. Die Verwaltung hat mit aller Kraft auf Grund genauer Einzeluntersuchungen auf eine Verminderung des Zuschußbedarfes hingearbeitet. Die Verwaltung glaubt, mit dem Vorschlag eines Betriebszuschusses von 1,100.000 Mark bis an die äußerste Grenze der im Augenblick vertretbaren Einsparungen gegangen zu sein. Es sind zwar in einem Unterausschusse noch weitergehende Einsparungsvorschläge gemacht und durchgearbeitet worden. Sie begegnen aber so erheblichen sozialen und betrieblichen Bedenken, daß sie eine Mehrheit niemals gefunden hätten. Wir glaubten es insbesondere nicht verantworten zu können, alten, verdienten Mitgliedern des Nationaltheaters, die nach dem Einsparungsprogramm künftig schon auf die Überspielgelder verzichten müssen, auch noch die Gagen, bei denen es sich in keinem Falle um Stargagen handelt, wesentlich herabzusetzen. Im übrigen kann nicht nur auf die Ausgabeseite, sondern muß auch auf die Einnahmeseite gesehen werden. Wenn unser Theater ein Kulturtheater bleiben, ein gewisses Niveau behalten soll und nicht das Risiko eingegangen werden will, daß die Einnahmen rapide sinken, kann unter gewisse Aufwendungen nicht heruntergegangen werden. Ihre ganze Rechnung, meine Herren von der Kaufmannsseite, ist eine Milchmädchenrechnung, wenn uns auf der Einnahmeseite auch nur 100.000 Mark fehlen! Schließlich darf ich noch darauf hinweisen, daß schon mancher Kaufmann eine allzu radikale und vorschnelle Rationalisierung bereut hat. Wir bauen jetzt nach unserem Sparprogramm 21 Personen beim Theater ab.

Wir sind durchaus bereit, zu prüfen, ob sich später vielleicht weitere Ausgabeeinschränkungen ermöglichen lassen, wie ich überhaupt die Auffassung vertrete, daß die Theatererörterung in den deutschen Städten und Ländern weitergehen wird und uns in einigen Jahren wieder vor neue Lösungen stellen kann. Das bedeutet aber nicht, daß wir uns eine Dauerkrise leisten können, wie sie hier mit allerlei finanziellen Schädigungen der Stadt schon seit Jahren besteht. Es muß die Entschlußkraft gefunden werden, diese Krise endlich einmal, wenigstens auf eine gewisse Zeit, in vernünftiger Weise zu beenden.

Viele Mannheimer, darunter auch manche Stadtverordnete, scheinen sich über die Folgen einer Schließung des Nationaltheaters noch nicht völlig klar zu sein. Es ist freilich nicht richtig, daß, wie in der Öffentlichkeit teilweise verlautete, die Weiterführung des Theaters nur 200.000 Mark mehr kostet als die Schließung. Die Fortführung des Theaters kostet nach dem letzten Voranschlag der Verwaltung einschließlich der festen städtischen Leistungen für Gebäudeunterhalt, Ruhegehalte u. dgl. rund 1.600.000 Mark, während bei der Schließung uns Aufwendungen in der Höhe von mindestens 900.000 Mark verbleiben. Ich muß aber betonen, daß der Betrag von 900.000 Mark so außerordentlich gering gerechnet ist, daß er auf Jahre hinaus als Mindestbetrag auch dann verbleibt, wenn man gewisse Einnahmen aus dem Orchester und durch gelegentliche Vermietung des Theatergebäudes in Ansatz bringt. Darüber hinaus haben wir aber auch noch die moralische Verpflichtung, eine Reihe von noch nicht pensionsreifen Theater- und Chormitgliedern, die über 40 Jahre alt sind, aber vermutlich kein anderes Engagement mehr finden können, in irgend einer Form zu unterstützen. Bei dem Theater sind zur Zeit 338 Personen beschäftigt, von denen bei einer Schließung etwa 119 Personenstellenlos werden, während 219 von der Stadt anderweitig verwendet oder in irgend einer Form zur Ruhe gesetzt und versorgt werden müssen. Es ist aber ohneweiters klar, daß die unmittelbare und mittelbare wirtschaftliche Schädigung, die durch eine Schließung des Theaters erwächst, weit über diesen Personenkreis von 338 Menschen hinausreicht, da es auch sonst noch allerlei Kreise gibt, die in ihrer Existenz vom Theaterbetrieb beeinflußt sind, und eine wesentliche wirtschaftliche Schädigung der Stadt insbesondere auch daraus erwächst, daß Mannheim für Fremde aus der näheren und weiteren Umgebung, für Kongreß- und Verkehrswerbung einen wesentlichen Anziehungspunkt verliert. Wir haben gerade in diesem Jahre mit großem Erfolg für Mannheim geworben, das bisher in der Hauptsache nur als Quadrat- und Theaterstadt bekannt war. Was sollen wir nach dem Wegfall des Theaters zur Begründung sagen, wenn wir den Ruf „Besuchet Mannheim“ ertönen lassen, ganz zu schweigen von dem ungeheurenen Prestigeverlust, den Mannheim bei einer Schließung seiner berühmten Kunststätte allerorts in Deutschland, ja auch im Auslande erleiden wird, aber es ist damit noch nicht genug. Nach dem Wegfall des Nationaltheaters werden private Schauspielbühnen, wahr-

scheinlich solche der Freien Volksbühne und des Bühnenvolksbundes ins Leben gerufen werden und das erste wird sein, daß sie sich mit Zuschußgesuchen an die Stadt wenden. Glauben Sie, solche Zuschüsse, um die sich unsere Aufwendungen dann erhöhen werden, etwa verweigern zu können? Das Orchester, nicht mehr genügend beschäftigt und durch die Konkurrenz der benachbarten Orchester bedrängt, wird seinen Elan und seine künstlerische Qualität bald verlieren und damit wird ein weiteres berühmtes Institut zugrunde gehen, welches heute das Kernstück unseres reichen Musiklebens bildet. Ich bin damit bei der schweren kulturellen Schädigung der Stadt angelangt, die eine Schließung des Theaters zur Folge haben wird. Es werden Kirchen und Schulen zur Erhebung und Bildung der Menschen gebaut. Ist nicht auch das Theater eine Stätte der Bildung und Erhebung von vielen? Und steht es nicht trotz aller Spielplankritik immer noch turmhoch über den seichten Dingen, die an allen Straßenecken der Bevölkerung für ihre Mußestunden angeboten werden?

Wollen wir denn nicht diesem grausamen Spiel, das letztlich die Bürgerschaft belastet, das nur unnötige Ausgaben verursacht und Verwirrung stiftet, nunmehr ein Ende machen? Die Verwaltung ist der Meinung, daß im gegenwärtigen Augenblick eine weitere Verkürzung des Betriebszuschusses von 1,100.000 Mark nicht vertretbar ist. Es gibt Fraktionen in diesem Hause, die der Meinung sind, daß schon diese Verkürzung zu weit geht und daß unter den Betrag von 1,150.000 Mark nicht heruntergegangen werden soll. Die Volkspartei würde, wie gesagt wurde, eventuell auf den Betrag von 1,050.000 Mark hinaufzugehen bereit sein. Kann man sich denn da nicht in der Mitte treffen und sich auf den Vorschlag der Verwaltung einigen, wobei sich die Verwaltung bereit erklärt, weitere Ersparnismöglichkeiten zu prüfen? Im übrigen hängt ja die wirtschaftliche und geistige Führung eines Theaters im Wesentlichen von seinem Leiter ab. Es muß zwischen der Bürgerschaft, den städtischen Körperschaften und dem Leiter des Theaters, wenn auch vielleicht keine völlige Übereinstimmung in allen Punkten, so doch ein Vertrauensverhältnis bestehen. Ist dieses Vertrauensverhältnis nicht wieder herstellbar, dann muß eben ein Wechsel in der Person des Intendanten eintreten, wozu ja auch der Intendant selbst die Hand bietet.

Ich habe, das wird mir jeder, der die Verhältnisse kennt, bestätigen müssen, mit einer ungeheuren Geduld wochen- ja monate lang versucht, einer vernünftigen Verständigung die Wege zu ebnen. In Ihrer Hand liegt es, den Streit zu beenden, bevor er sich wie ein ungeheuerer Brand auf alle Kreise der Bürgerschaft selbst ausdehnt, denn seien Sie überzeugt, so leicht gibt der Mannheimer sein Nationaltheater nicht verloren.

Der Erfolg dieser Rede war, daß der Bürgerausschuß mit knapper Mehrheit den vom Stadtrat beantragten Betriebszuschuß von Mk. 1,100.000 für drei Jahre bewilligte.

ALBAN BERG

Viktor Ullmann

Alban Berg ist am 9. Februar 45 Jahre alt geworden. In diesen Tagen hat ihn die Preußische Akademie der Künste zu ihrem Mitglied gewählt, ehren ihn 20 deutsche Bühnen und auch die Wiener Staatsoper durch Aufführungen des „Wozzeck“.

Alban Berg stellt in dieser Zeit des Übergangs den Mittelpunkt einer großen Sammlung dar. Und Sammlung tut uns not, denn die Musik hat Zeit, aber wir haben keine, als die uns gewährte. Wir können nicht 130 Jahre auf die neue Blütezeit der Musik warten und solange dürfte nach dem von Alfred Lorenz entdeckten Gesetze der dreihundertjährigen Periodizität der Entwicklung („Musikgeschichte im Rhythmus der Generationen“) der Höhepunkt des polyphonen Wellenbergs auf sich warten lassen, dessen Anstieg um 1910 mit Schönbergs Lösung von der Tonalität begonnen hat. Schönberg fand damals seine *ars nova* auf polyphonem Wege. Indem er zunächst alle Bande der musikalischen Sippe löste, nach dem revolutionären Prinzip: „Alle Töne werden Brüder“, sah er alsbald die Gefahr der Anarchie in dieser Tongemeinschaft lauern, welche zur „Urhörde“ zurückführen konnte. Er bannte diese Gefahr durch ein großes Tabu, das Zwölftonsystem. Andere Gesetze fehlten der jungen Tongemeinschaft. Ob ihre Neuordnung, ob die „lex — Zwölfton“ die Basis zu einem gewaltigen Staatengebilde gelegt hat oder ob bloß eine provisorische Regierung geschaffen wurde, läßt sich schon deswegen nicht voraussagen, weil Schönberg selbst eine neue Tonalität — im weitesten Sinne — erwartet, deren Wesen uns unbekannt ist.

Auf dem Platze des Überganges nun steht, nicht schwankend, sondern fest in schöpferischer Urkraft wurzelnd: Alban Berg. Hier finden wir eine Balance der Kräfte ohnegleichen. Tiefe Liebe zu den Schätzen der alten wie der neuen Musik verbindet sich in seinem Werke zu einer organischen Synthese. Wo Schönberg um die Reinerhaltung des neu erworbenen Materials sorgen mußte, dort konnte Berg unbedenklich dieses wie des überlieferten sich bedienen, wobei die größte architektonische Kunst kein Nebeneinander, sondern eine Durchdringung schuf. Kraft einer besonders glücklichen Disposition, welche die reichste und natürlichste Inspiration mit der schärfsten Musikintelligenz verbindet, ist er der Einzige, dem die Synthese wirklich gelingt.

Das Material ist ihm, was es den großen Meistern immer war: Eine Fülle von Bausteinen. Er darf zugreifen, denn er hat den Griff. Unter dieser Hand wird das Material der Diskussion entrückt und wir vergessen, daß es hier „Tonalität“, dort „Atonalität“ oder Zwölftonsystem heißt. Schönberg hat einmal Tonalität mit Wasser, Atonalität mit Wein verglichen. Berg tut das Wunder der Verwandlung: Die beiden Elemente werden einander ähnlich, sie durchdringen einander. Hier gibt es keinen künstlichen Atonalisierungsprozeß und es

JOHANNES BRAHMS

KLAVIERWERKE

Neu rediviert von EDUARD STEUERMANN

U. E. Nr.		Mark
2101	Sonate C dur, op. 1	1.—
2102	Sonate Fis moll, op. 2	1.—
2257	Scherzo Es moll, op. 4	—80
2103	Sonate F moll, op. 5	1.—
2258	Vier Balladen, op. 10	—80
2260	Händel-Variationen u. Fuge, op. 24	—80
2211	Acht Klavierstücke, op. 76	1.—
2277	Rhapsodien, op. 79	—80
2267	Fantasien, op. 116	1.—
2294	Drei Intermezzi, op. 117	—80
2354	Sechs Klavierstücke, op. 118	—80
2355	Vier Klavierstücke, op. 119	—80

„Alles in allem: wieder einmal eine Meisterausgabe, eine Kulturtat! Sie bildet ein geradezu ideales Studienmaterial schon infolge des hohen ethischen Wertes, den jeder denkende Spieler in ihr erblicken muß! Ich werde mich keiner anderen Ausgabe mehr bedienen. Ich gratuliere!“

Professor Johannes Quaritsch
Direktor des Magdeburger Konservatoriums der Tonkunst

„Es ist meine feste Überzeugung, daß die U.E. mit der Herausgabe Brahms'scher Klavierwerke in der Revision Prof. Steuermanns einen neuen Treffer gemacht hat. Diese neue Ausgabe ist von allen mir bekannten die beste und gründlichste. Die Fingersatz- und Pedalbezeichnungen sind mustergültig, die Anmerkungen zutreffend und scharfsinnig. Man erkennt unschwer, daß ein erfahrener und hochgebildeter Künstler eine ganz hervorragend verdienstvolle Arbeit geleistet hat. Ich wünsche dieser Ausgabe die weiteste Verbreitung. Ich werde sie sofort und ausschließlich einführen und überall empfehlen.“

Vilém Kurz
o. Prof. an der Meisterschule des st. Konservat. Prag.

In jeder Musikalienhandlung erhältlich

UNIVERSAL-EDITION A. G., WIEN — LEIPZIG
BERLIN: ED. BOTE & G. BOCK

PHILHARMONIA

DIE VORBILDLICHEN STUDIENPARTITUREN

Mit Bildnissen der Komponisten, Einführungen und thematischen Analysen

Werke von

IGOR STRAWINSKY

Soeben erschienen:

RENARD

Mit Strawinskys Bildnis und Reproduktion seiner eigenhändigen Widmung. Wr. Ph. V. Nr. 176 Mk. 6.—

Früher erschienen:

Wr. Ph. V. Nr.		Mk.
294	Geschichte vom Soldaten (Histoire du Soldat), mit einer Einführung von Prof. E. Wellesz und einer Figurine von R. Auberjonois	4.—
296	Les Noces, russische Tanzszenen, mit einer Einführung von Dr. P. A. Pisk und Strawinskys Bildnis 1925	6.—
172	Suite Nr. 1 für kleines Orchester, mit einer Einführung von Dr. P. A. Pisk und Strawinskys Bildnis	2·50
295	Suite Nr. 2 für kleines Orchester, mit einer Einführung von Dr. P. A. Pisk und Strawinskys Bildnis	2·50
291	Ragtime, mit einer Einführung von Prof. E. Wellesz und Strawinskys Bildnis	2.—
292	Berceuses du chat (Katzenlieder) mit einer Einführung von Prof. E. Wellesz und Zeichnung von Larionov	1·50
293	Pribaoutki (Scherzlieder), mit einer Einführung von Prof. E. Wellesz und einer Zeichnung von N. Gontcharova	2.—

In jeder Musikalienhandlung erhältlich.
Verlangen Sie vollständige Kataloge!

WIENER PHILHARMONISCHER VERLAG
WIEN, I. BÖSENDORFERSTRASSE 12

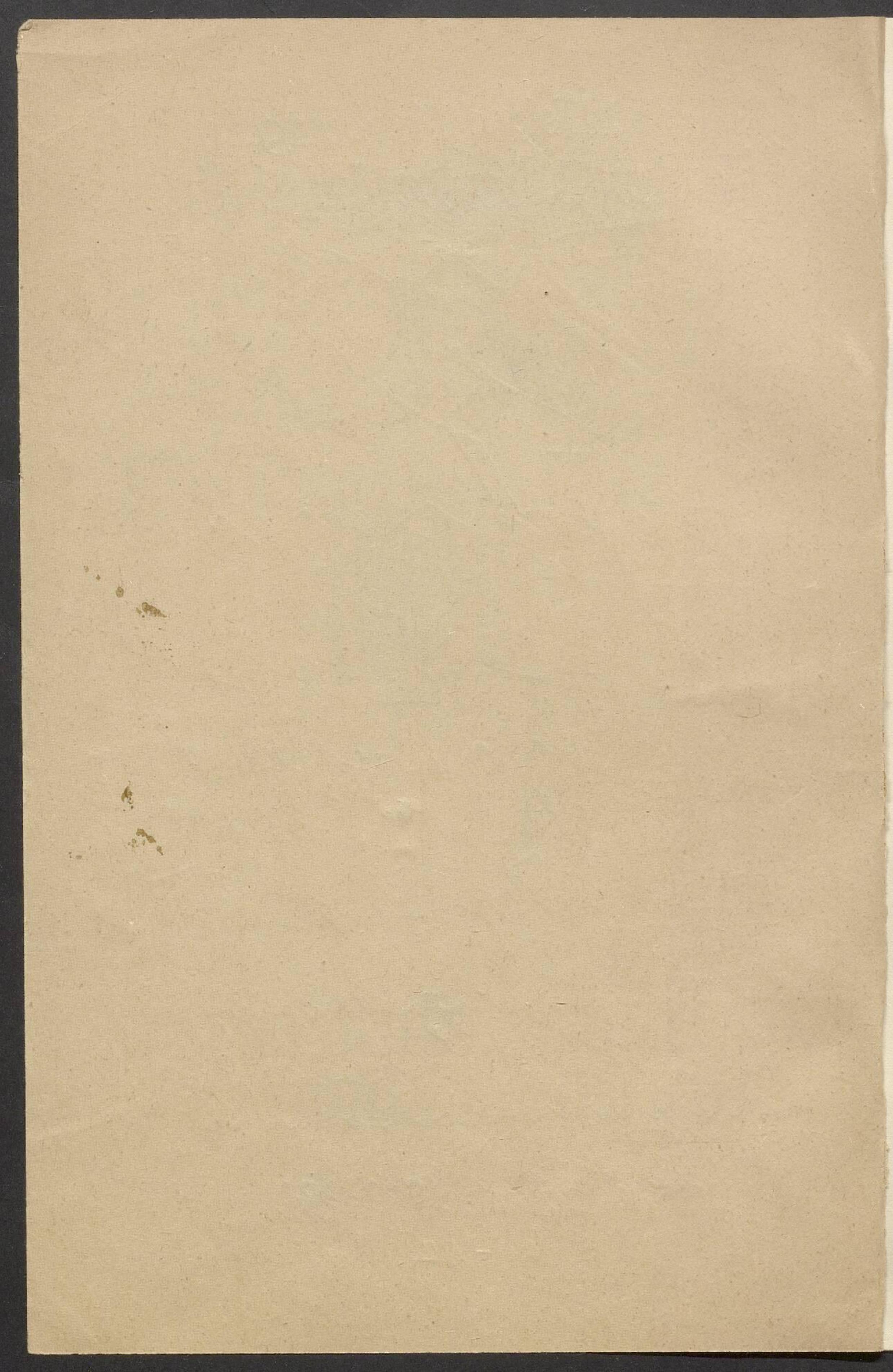
I. Heft * 2. Jahr * Oktober 1929
Bühnenvolksbundverlag Berlin

Das National Theater

zweimonatshefte des
Bühnenvolksbundes

Herausgeber: Rudolf Roßler

S. 60 - 62



Bayerische ganz verblassen. Der methodische Grundriß des Ganzen wird nicht klar genug, und das Bayerische und Lokale ist in seinen Etappen nicht deutlich gemacht. Für so wenige Räume und für solch spärliches Material ist der Rahmen von der Antike bis zur Gegenwart zu weit gespannt und für das Nationale und Landschaftliche wieder zu eng. Immerhin ist ein guter Anfang gemacht. Man wird aber dem Museumskritiker erlauben, daß er bei aller Anerkennung doch ein Wort für die Museumstechnik einlegt. Hier sind alte ausgeräumte Zimmer deshalb keine Museumsräume, weil man sie nicht dazu hergerichtet hat. Mit geringen Mitteln und mit Geschmack hätte sich das so machen lassen, daß das Museum dem Neubau im Garten entsprochen hätte. Unter einem Modell der alte zugedeckte Flügel der Ziegler, der Zustand der Wände, Art und Weise der Modellaufstellung, die in jeder Größe in dem Raum steht, die Art der Beschriftung und der ungenügende Text ohne Wand- und Textführung, die ganze Trostlosigkeit dieser Atmosphäre und schließlich das schreckliche Zieglermagazin — das alles ist dieser Stadt nicht würdig. Das ist dunkle Provinz. Wo ist der Platz für das Nötigste, wo ist der Zukunftsräum, wo bleiben die neuen Ausstellungsstücke der Münchener wie der deutschen Theatergeschichte, die es ja auch geben sollte? Und endlich, wie und für wen soll in diesem Theatermuseum der Sinn für das geweckt werden, was den Geist, den Daseins- und Zukunftszweck des Theaters anmacht, wo bleibt das künstlerisch-geschmackliche Element, das z. B. das Museum der Scala zu einem Ort der Weihe und Freude macht und das doch weiß Gott den Münchener Museen, der Neuen Sammlung und der Städtischen Galerie nicht fehlt. Das Theatermuseum hat eigene Aufgaben und Probleme. Es ist weder Privathaus noch Seminarlehrsammlung, es ist als Schausammlung weniger Museum als die anderen, weil es hineingrenzt in den neuen Geist, die neue Lust, das neue Volk von heute, das um sein Theater kämpft! Seine Idee besteht nicht nur in dem, was es zeigt, nicht nur in Modellen, Bildern, Reproduktionen, Dingen, nicht nur in einem Verhältnis zum Nationalen, Volks-tümlichen, Lokalen, sondern ebenso in dem, wie es zeigt, in Beleuchtung, Darstellung, Beschriftung, in dem Schau- und Schaustil, in der Schau-technik, in seinem Verhältnis zum Künstlerischen, Schöpferischen, Gestalteten, denn Schauen und Zeigen sind nicht nur zwei Grundelemente des Theaters, sondern auch des Museums, das, wenn es lebendig, wesentlich, heutig sein will, wie das Theater aus Menschen Seelen, aus Bildern Zeichen, aus Irdischem Göttlichem beschwört!

Mannheimer Theaterausstellung von Hans Knudsen

Die Frage der Theater-Ausstellungen müßte einmal grundsätzlich erörtert werden; im Allerleitzen sind solche Ausstellungen eine Unmöglichkeit: was sie darbieten, ist nämlich nie das Wesentliche; Inhalt und Leben des Theaters ist der Darsteller, Schauspieler oder Sänger. Da er aber Subjekt und Objekt, Schöpfer und Geschaffenes in einem ist, so kann seine Leistung, als die eines Dahingegangenen, nicht „ausgestellt“ werden. Was in den Theater-Ausstellungen gezeigt wird, kann nur Peripherie-Werk der Theaterkunst sein. Also sind in gleichem Sinne auch keine „Theater-Museen“ erreichbar; auch ihnen fehlt das, was ein Museum, etwa der „Bildkunst“, ausstellt: die schöpferische Leistung. In einem „Museum“ der Bildkunst wollen wir nicht Staffelei, Lebenslauf, Briefe, Tagebücher, Wohnungseinrichtung oder was sonst von dem Maler sehen, sondern: sein Werk, seine Malerei. Das „Theater-Museum“ zeigt sozusagen auch nur das Lebens- und Schaffens-Requisit des Schauspielers. Von den übrigen Theaterleistungen kann es mancherlei mehr bieten; vom Bühnenmaler allein noch das künstlerische Werk. „Theater-Archive“ sind möglich: sie sammeln die „Reste“ (im Sinne der Historiographie), aus denen der wissenschaftliche Theaterphilologe das Werk der Vergangenheit bis zur höchstmöglichen Reinheit rekonstruiert. Sinnvoll war A. Kösters Arbeit mit seinen Bühnenmodellen, die er nie „ausstellte“, sondern die er nur, sie selbst aufbauend und ausdeutend, vor dem Zuhörer und Beschauer entstehen und auswirken ließ.

Wie man bei einer Ausstellung, die dem Theater dienen will, zu Werke

gehen soll, um möglichst sinnvoll die Vergangenheit und die frühere Theater-Atmosphäre spüren zu lassen, zeigte die Arbeit Professor Dr. Friedrich Walters in Mannheim. Ueber Festvorstellungen und Ansprachen hinaus ist seine Ausstellung „150 Jahre Mannheimer Nationaltheater“ für längere Zeit bleibendes Dokument der Jubiläumstage geblieben. Ich könnte aus den letzten Jahren nicht leicht eine Ausstellung mit ähnlichen Zielen nennen, die so gefesselt hätte und im Aufbau so methodisch wertvoll gewesen wäre.

Walter hatte für die Ausstellung, die vom Schloß-Museum aus eigenen und geliehenen Schätzen gerichtet worden ist, ganz ausgezeichnete und herrliche Räume zur Verfügung, die freilich erst, nach seinen Angaben, in einer erstaunlichen Restaurations-Arbeit zu dem gemacht worden sind, was sie jetzt sind. Das Mannheimer Schloß, eines der größten in Deutschland, enthielt in diesen Räumen früher die kurfürstlichen Wohngemächer mit herrlichen Stuck-Decken. Nachdem die von Napoleon I. als Tochter angenommene Großherzogin Stephanie in dem Schloß ihren Witwensitz bezogen hatte, ließ sie eine Anzahl Säle im Empirstil umarbeiten. Anno 1860 wurden nach ihrem Tode Dienstwohnungen, Büros, Speicher und ähnliches aus den Räumen gemacht, und es galt heute, die Küchen, Treppen, Speisekammern, Decken und was man sonst noch hineingebaut hatte, wieder zu entfernen. Und nun konnte man ausstellen.

Das Mannheimer Theater-Archiv ist vorbildlich geordnet und von immer erneut angestauntem Reichtum. Die wissenschaftliche Findigkeit Professor Walters ergänzt in den Sammlungen mit seltenem Glück. Walter zeigt mit

Recht nicht nur die Blütezeit des Mannheimer National-Theaters, also die Zeit von 1779 an, sondern läßt auch die Frühzeit der Mannheimer Theaterkunst übersehen, weil schon mit der Verlegung der Hofhaltung unter Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz aus Heidelberg nach Mannheim (1720) der Grund zu einem erfolgreichen Blühen der Kunstbetätigung zu spüren ist. So greift ein Ausstellungssaal auf die Anregungen der Residenz Heidelberg und Düsseldorf zurück und zeigt die Figurinen und Textbücher früher Allegorien und Schäferspiele der soer Jahre des 17. Jahrhunderts bis zur Wende des 18. Jahrhundert hin. Die Beziehungen zu Frankreich werden deutlich durch Voltaire, durch die französischen Komödianten. Das alte Schloß-Theater, 1742 von Allessandro Galli da Bibiena erbaut, ist 1795 bei dem Belagerungsbrande vernichtet worden. Aber das Schweizer Theater, 1752 von Pigage erbaut, steht noch, ist in Architekturaufnahmen zu sehen und wird hoffentlich niemals (wie eine zeitlang geplant war) den praktischen Theater-Zwecken Mannheims nutzbar gemacht werden. (Theatergeschichtlicher Denkmalschutz!)

Die Oper blüht auch in Mannheim im 18. Jahrhundert. Partituren beweisen es, und die Textbücher, als Theater-Zettel-Ersatz, werden für den Hof besonders gedruckt und in blauer Seide gebunden. Es ist die Zeit der Christian Cannabich, Joh. Stamitz, Ignaz Holzbauer, dann Peter Ritter und Ferdinand Fränzl. 1774 kommt Gluck zu Besuch an den Mannheimer Hof, 1775 wird Wielands „Alceste“ mit der Musik von Anton Schweizer ein Sieg der deutschen Oper, der 1777 mit „Günther v. Schwarzburg“ von Anton von Klein und Ignaz Holzbauer durch ein Werk aus der vater-

ländischen Geschichte gestützt wird. Joh. Mich. Götz übernimmt als Verleger vieles aus der neuen Mannheimer Musik. Den Ausklang dieser Zeit, kurz vor Verlegung der Residenz nach München, hat Mozart noch erlebt, der gehofft hatte, an diesen Hof kommen zu können. So wird mit Recht manches Mozart-Stück ausgelegt, und die Musik-Entwicklung muß noch einmal breiter und ausladender gezeigt werden: weil zunächst K. M. Weber mancherlei Beziehung zu Mannheim hatte (ein Schreiben des Vaters, in dem er der Intendantz seinen Sohn als Kapellmeister vorschlägt, versieht der Theaterleiter mit der Bemerkung: Ad acta ohne Antwort!), weil dann die Brüder Lachner (Franz: 1834—36, Vinzenz: 1836—73) in Mannheim Kapellmeister waren, und weil Rich. Wagner durch seinen Freund und Vorkämpfer Emil Heckel den Weg nach Mannheim gefunden hat. Bis zu Hermann Götz mit „Der Widerspenstigen Zähmung“ (Uraufführung Mannheim 1874) und Hugo Wolfs „Corregidor“ (Uraufführung Mannheim 1896) wird in Dokumenten die Entwicklung geführt.

Auch in diesem Sinne rundet diese Ausstellung das Bild, daß sie auf die Künstler hinweist, die entweder aus Mannheim stammen und anderwärts zu großer Bedeutung gelangt sind (z. B. auf den Berliner Kapellmeister Bernh. Ans. Weber), oder auf jene, die eine nur kurze und noch unbekünte Epoche in Mannheim gehabt haben, wie etwa Ellen Franz, die Gemahlin Georg II. von Meiningen, oder Karoline Jagemann, die in Mannheim ansang.

Mit ganz besonderer Liebe und reichstem Material ist die klassische Zeit bedacht: die Begründung und das Wirken W. H. von Dalbergs, der das

1775/76 von Lorenz Quaglio aus dem Schütthaus umgebauten Theater, weit-hin beachtet, leitete. Hier konnte das Theater-Archiv Akten, Briefe, Verträge, die Ausschuß-Protokolle, die Re- gieberichte, Tagebücher, Bilder, Pläne, Regieskizzen, Theaterzettel, Haupt- bücher, Etatsübersichten, Kritiken, Soufflierbücher, Drucke, Kalender in auserlesener Auswahl vorlegen. „Die Räuber“ stehen im Mittelpunkt mit den Darstellern Iffland, Beil, Beck, und der Blick bleibt mit Interesse lange bei dem bisher unbekannten Gemälde des jung verstorbenen (und längere Zeit auch in Berlin tätig gewesenen) Heinr. Ant. Melchior, das Iffland als Franz Moor darstellt. Was sonst in Mannheim für Schiller getan wurde, findet man beisammen. Die „Räuber“-Inszenierungen sind zusam- mengestellt, die Dokumente für das Eindringen Shakespeares. Von der Mannheimer Bühne gibt ein aus Dal- bergschem Besitz stammendes Modell einen Eindruck, das jüngst in Aschaffen- burg auftauchte und den Zustand vor dem Mühlendorferschen Umbau von 1853/55 zeigt.

Von hieraus versucht man dann die Entwicklung des Bühnenbildes und sieht Mannheimer Arbeiten der Alessandro Galli da Bibiena, der Lorenz, Josef und Julius Quaglio, Mühlendorfer, bis zu Ludwig Sievert, der 1914—1919 in Mannheim tätig war. Aus den letzten Jahren ist die Arbeit Martersteigs, Aug. Bassermanns, Gregoris und Ha- gemanns angedeutet; aber hier konnte und wollte man nicht mehr tun als nur andeuten.

In allem Reichtum und aller Fülle nirgends verwirrende Wahllosigkeit, sondern überall das Bemühen, in dieser Schau eine Vergangenheit von Größe und Kraft so lebendig werden zu lassen, wie man das mit Dokumenten nur irgend erreichen kann.

Prominentenkult

von Eugen Gürster

Es bleibt schwer zu entscheiden, was an den sensationell aufgemachten Zeitungsberichten über den Nervenzusammenbruch der Orska widerlicher war, — die journalistische Betriebssamkeit, die hier um des zweifelhaften Gewinnes von balkendicken Ueberschriften in ein Privatleben einbrach, oder jenes heuchlerische Mitgefühl des Reporters, der die Krankheit einer Schauspielerin in dem Augenblick bezauert, in dem er sie der Öffentlichkeit preisgibt. Da mittlerweile das tage-lange Geschwätz um eine Angelegenheit, die nur eine Person anging, beendet und Frau Orska wieder dem Leben und bald auch wieder der Bühne zurückgegeben ist, bleibt dem erstaunten Betrachter bloß die Konstatierung übrig, daß hier wieder einmal höchst erfolgreich versucht wurde, den schon verebbenden Prominentensimmel gewisser Publikumsschichten durch außer-künstlerische Sensationsnachrichten von neuem anzustacheln; denn es setzt sich zwar bei einsichtigen Theaterleitern und Theaterkritikern der Gedanke immer stärker durch, daß der Vertrauenskrise zwischen Publikum und Theater nur durch Abbau eines phili- strösen Starwesens und durch Rückkehr zur Ensemblebildung begegnet werden kann — wir haben zwar bereits in Wien (Clemens Krauß) und in Berlin (Otto Klemperer) Operndirektoren, die eine Oper ohne Stars aufzubauen unternehmen — doch scheint in manchen Redaktionen die Gilde derer immer noch nicht ausgestorben zu sein, die Theaterfreudigkeit und Theaterinteresse mit dem manischen Mimenkultus der Theaterfetischisten verwechseln.

Mit der Ueberschätzung des Mimen wird dem Theater und dem Schauspieler gleichermaßen Unrecht getan:

Die Romane Leo Weismantels

Das alte Dorf

Die Geschichte seines Jahres und der Menschen, die in ihm gelebt haben.

Vossische Zeitung: Hier ist die wirkende Gewalt gleich jener, die in den alten deutschen Volksbüchern wirkte.

Der Gral: Das Werk ehrt den Dichter wie den Volksbildner. Das Buch ist geschrieben um des Volkes willen und darum wird die deutsche Dichtung das Werk als kostbaren Besitz bewahren. Das ist ein Buch, das Tradition bildet, das ist in Wahrheit Kulturgeschichte.

Die Literatur: Eine der wichtigsten deutschen Bauernerzählungen, die wir überhaupt besitzen. Jede Stufe des Erzählwerkes ist in ihrer Art schlechthin „vollkommen“ zu nennen. Weismantels Erzählwerk steht unmittelbar vor der Möglichkeit, „Volksepos“ zu werden.

In Vorbereitung:

Das Sterben in den Gassen

Wie unsere Väter starben und alles, was ihr eigen war, zugrunde ging.

Dieses Werk bringt die „Märe um Doktor Mehrholz“, eines achtundvierziger Revolutionärs, der auf den Barricaden Berlins gekämpft hat, und in der Abgeschiedenheit dieses alten Dorfes als Arzt dann einen Kampf gegen das Quacksalbertum führt — es folgt die Geschichte des ersten Schulbaues im alten Dorf, der Kampf zwischen Lehrer und Geistlichem, zwischen geschichtlicher und legendärer Lebenssicht, der Einbruch der ersten Fabrik und die Auflösung des alten „Weberjahrs“ und des ganzen kirchlichen Brauchtums an dem neuen Gestaltungsprinzip des Fabriklebens. Einer, der durch diesen Untergang zutiefst erschüttert ist, steckt das Dorf in Brand, die heimatlos Gewordenen wandern in die neu entstehenden Industriestädte und „werden dort eingestampft“, verkommen in der Grube des neuen Lebens. Dies Sterben ist voller Grauen, — dahinter steht eine neue Generation, die der „neuen“ Zeit entgegenschreitet, hinter sich die Gräber der Väter. Künstlerisch steht das Werk zwischen Chronik und Ballade. Es liegen geschichtliche Tatsachen zugrunde, die über-individuelle, volkshafte Bedeutung beanspruchen, aber der Dichter, der die Geschichte kennt, macht die Volksgeschichte zum Volkslied. Schon beim ersten Band wurde von der Kritik diese Eigenart der Dichtung, eben dies Balladen-folkliedhafte, am mittelalterliche Volksbücher Gemahnende festgestellt. Von diesem zweiten Band gilt dies in noch höherem Maße, was ehemals die Form eines „Romans“ angenommen hätte, wird aus neuem Zeit- und Formgefühl zum Prosaepos.

Preise: Seide 9.—, Halbleinen 7.—, Kartoniert 5.— RM.

Bühnenvolksbundverlag, Berlin SW 68

Spiel und Volkstum

Das Laienspielbuch

Herausgegeben von IGNAZ GENTGES, REINHARD LEIBRANDT,
RUDOLF MIRBT, BRUNO SASOWSKI

Spielerfahrene Volksbildner verschiedener Haltungen und weltanschaulicher wie landschaftlicher Herkunft treffen sich hier in einer erstmalig zusammenfassenden Darstellung der geistigen und soziologischen Grundlagen des Spiels. Seine Wachstumsbedingungen werden aus den Tatbeständen unseres eigenen Lebens bloßgelegt in den Bindungen von Familie, Schule, Organisation, Kirche und anderen, denen unser Spiel unterworfen ist. Reiche Erfahrungen der Spielhandhabung und Spieltechnik machen das Werk auch zu dem lange erwarteten Regiebuch für den Spieler.

Preis: Kart. RM 4.—, Leinen RM 5.70. Reich illustriert.

Das Buch von Fest und Feier

Herausgegeben von BRUNO SASOWSKI

In einem grundlegenden und praktischen Teil werden hier die zeitgemäßen Fragestellungen zu Fest und Feier des heutigen Menschen aus den volksartlichen Grundlagen sowie den natürlichen, seelischen und geistigen Voraussetzungen heraus entwickelt. Praktische Winke für die technischen Erfordernisse leiten über zu einer umfangreichen Sichtung und Wertung der heute lebendigen Feste in für ihren Lebenskreis typischen Selbstdarstellungen. Das Buch will Verantwortung wecken und Verständnis bereiten für eine neue Stilgebung zeitgemäßer Geselligkeit, volksbildnerisch organisch aufbauend auf Erlebnis- und Gestaltungsmöglichkeiten der Lebensalter und Lebenskreise.

128 Seiten. Preis: Kart. RM 2.80

Ignaz Gentges

DAS SPRECHCHORBUCH

Aus langjähriger Schulungsarbeit am chorischen Spielen und chorischen Sprechen werden hier methodische und sprachbildnerische Erkenntnisse vermittelt. Die pädagogischen und künstlerischen Grenzen und Entwicklungsmöglichkeiten des Sprechchors werden aufgezeigt. Berücksichtigung aller wahrhaft lebendigen Anlässe, das gesprochene Wort zu festlichem Ausdruck kommen zu lassen, prägt sich in der grundsätzlichen Behandlung, wie in einer Zusammenstellung sprechchormäßig bearbeiteter Texte aus. Damit gewinnt dieses Buch gegenüber allen bisher vorliegenden Schriften über den Sprechchor die notwendige Besinnung auf die aus dem Kunstwerk zu gewinnenden objektiven Gesetze und Wertmaßstäbe jeder Sprechchorarbeit.

80 Seiten. Preis: Kart. RM 1.50

Vorbestellen!

Bühnenvolksbundverlag / Berlin

DIE VOLKSBÜHNE

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALE THEATERPOLITIK UND KUNSTPFLEGE

Jahrgang 4

JANUAR 1930

Nummer 10

Die Freiheit der Kunst

Von Lic. theol. Ernst Moering, Breslau

Der Mannheimer Tradition zuwider sollte das Mannheimer Nationaltheater geschlossen werden, weil die Deutsche Volkspartei im Hinblick auf die im nächsten Jahre fälligen Stadtverordnetenwahlen durch Ersparnismaßnahmen Eindruck machen wollte, das Zentrum das „Zeittheater“ ablehnte. Die Mannheimer Volksbühne veranstaltete am 6. Dezember im Nibelungensaale eine Kundgebung, auf der Generalintendant Ebert-Darmstadt und Büchereidirektor Moering-Breslau sprachen. Die nachfolgenden Ausführungen bringen die Grundgedanken von Moerings Mannheimer Rede.

Die Redaktion.

Wenn ich jetzt hier rede, rede für das Mannheimer Theater, das die Mannheimer selber schließen wollen, scheint mir das alte Studentenlied weit überboten: hier ist nicht nur „rechter Hand, linker Hand“, hier sind die Rollen von Ost und West vertauscht. Immer sieht der Westen etwas mitleidig auf den Osten — und ich für meinen Teil weiß, daß ich Heidelberg mein Leben lang dankbar zu sein habe: hier habe ich in einer Hochzeit akademischen Lebens (Max Weber, Troeltsch, Jellinek, Windelband, v. Schubert, Joh. Weiß und viele andere bedeutende Köpfe waren dort versammelt) wirklich etwas erahnen dürfen von der universitas literarum. Hier auch lernte ich, der ich von Mitteldeutschland herkam und auf dem Lande aufgewachsen war, wo man durchaus noch politische Gewaltmaßnahmen gegen Angehörige mißliebiger Parteien anwandte, die Vorzüge der Duldsamkeit kennen und das Vertrauen auf die Kraft der Idee, welche hier in Baden der Liberalismus entfaltete. Ich erinnere mich, daß ich damals, es sind nun zwanzig Jahre her, den jungen Erzberger sprechen hörte: er griff recht geschickt den Liberalismus an wegen seiner Zustimmung zum Reichsvereinsgesetz, das Königsberg oder Köln Vorteile brachte, für Baden aber einen Rückschritt bedeutete. Und heute will nun dasselbe Zentrum, das schon gegen polizeiliche Ueberwachung politischer Versammlungen empfindlich war, das Theater schließen, wenn es nicht seinen Spielplan überwachen läßt. Es lohnt sich schon, von Breslau nach Mannheim zu fahren, wenn hier das Theater geschlossen werden soll, denn dieses Theater ist uns wichtig wegen seiner Tradition, die Ehrfurcht gebietet, und wegen der Stadt, die ihr Theater liebte. Bisher fühlte sich doch, das weiß ich noch von meiner hiesigen Tätigkeit, jeder Mannheimer als Intendant, er fühlte sich als besseren Intendanten als der derzeitig offiziell amtierende Intendant. Wenn selbst hier auch nur der Gedanke an Schließung der Bühne aufkommt, und wenn man selbst hier der Bühne zu-

mutet, sich unter Zensur zu stellen, dann muß im geistigen Leben Deutschlands ein Defekt sein.

Aus zwei Gründen soll das Theater geschlossen werden. Es heißt: es fehle Geld. Der Grund leuchtet ein, aber gerade deshalb ist zu untersuchen, für welche Zwecke Geld da ist und ob wirklich auch bei ernstem Willen für das Theater kein Geld aufgebracht werden kann. Der zweite Grund: man mag nicht die zeitgenössische Kunst. Ich kann über die Mannheimer Finanzlage nicht reden. Ich spreche über die Freiheit der Kunst. Wir wollen das sehr einfach tun. Ich frage: warum wird die Freiheit bekämpft? Warum wollen wir die Freiheit schützen?

Es ist begreiflich, daß man die Freiheit nicht mag. Zunächst: man will seine Ruhe haben. Das ist keineswegs nur ein Zeichen für Müdigkeit oder Trägheit oder Bequemlichkeit. Wir haben grauenhafte Jahre hinter uns. Krieg — Revolution — Versailles — Inflation — Geldknappheit — Erwerbslosigkeit: hinter diesen schnell hinzusprechenden Vokabeln steckt ungeheures Schicksal des Volkes und der Einzelnen. Es ist wie in dem Mythos der Griechen: jedesmal, wenn wir glauben, ächzend und mit Aufbietung aller Kraft den Felsblock auf die Höhe gebracht zu haben, kommt irgendein tückisches Schicksal oder eigene Ungeschicklichkeit — und wir sind aufs neue im Elend. Wir brauchen in der Tat Ruhe für wirtschaftliche Arbeit, wir sind durch die Aufpeitschungen der fünfzehn Jahre seit 1914 so mitgenommen, daß wir Beunruhigungen kaum noch ertragen können, wir wollen nicht, daß die Dichter uns erschauern und erschüttern, wo das Leben uns schon weit mehr als genug mitnimmt.

Diese äußere Friedlosigkeit und Unruhe ist um so unerträglicher, als das Weltgeschehen sich nicht bricht an unserer inneren Ruhe — auch unser Herz hat keinen Frieden. In allen Schrecken des dreißigjährigen Krieges und in der Verworenheit und Verworfenheit seiner eigenen Schicksale bewahrt „Simplicius Simplicissimus“ die Haltung eines nie völlig ratlosen Menschen, und nach der Unrast seines Lebens hält er Rast im Bezirke der Kirche. „Wir sind verloren“ — Remarque zeichnet unsere Situation durchaus richtig. Die Geltung der christlichen Verkündigung ist durch die Aufklärung erschüttert. Aber heute ist die Geltung der Aufklärung ebenfalls erschüttert, ohne daß die christliche Verkündigung ihre Geltung wieder erlangt hätte. Wir sind in einem vielfältig hochinteressanten und spannenden, meist aber erregenden, ungeduldig machenden Prozeß des geistigen Ringens zweier Welten. Noch hat heute keine die Oberhand. Wir sind nicht in einer Zeit unbestrittenen Glaubens an Gott. Wir sind noch weniger in einer Zeit sieghaft vordringender Aufklärung. Der Kampf wogt hin und her. Er wird geistig geführt, aber er wird auch geführt mit den Machtmitteln der Politik und der Organisationen, und er ist mindestens in dieser zweiten Form oft erbärmlich, in dem Kampfe aber der Geister geht es um die tiefsten Fragen unserer Existenz. So wird alles abgelehnt, energisch zurückgewiesen, verurteilt, beschimpft, was die eigene Position schwächt, die des Gegners stärkt, oder was aus der unendlichen Fülle des Geistes selbständig hervorbricht und die Lage nicht klärt, nicht vereinfacht, sondern noch verwirrt, auf neue Fragen hinweist. Wir wissen auch gar nicht, ob das Chaos unserer

europeischen Lage, unserer wirtschaftlichen Wirren, unserer politischen Fragen, ob das Chaos unserer geistigen Welt, die sich atomisiert, zerlöst, ob das das Werden einer neuen Zeit ist oder ob das alles Zeichen des Unterganges sind. Es spricht sehr viel Beängstigendes dafür, daß wir dem Untergange zugeschleudert werden, und es ist sehr viel Hoffnungsvolles zu sagen: kaum eine Zeit ist so vor neue, bedeutende, mächtige Aufgaben gestellt wie unsere Epoche. Es stimmt sehr nachdenklich, daß kein geringerer als Friedrich Nietzsche, der führende Kopf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durchaus seherisch begabt, gesagt hat: „Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt — einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen“. Und man weiß ja, daß auch die Romantik das Gefühl eines drohenden Unheils von gewaltigem Umfange gehabt hat. War das, was wir durchlebt haben, diese Katastrophe — oder ist der geistesgeschichtliche Prozeß der Entseelung, der Entgeistung, der das Charakteristikum der „Magnuszeit“ ist, und ist der Weltkrieg mit seinen Folgeerscheinungen nur erst ein Anfang der Flut? Solche Fragen wird sich jeder von uns stellen, es ist daher begreiflich, daß im geistigen Leben konservative Bemühungen sich vordrängen; konservative Bemühungen nicht nur in den Kirchen oder in den rechtsgerichteten Parteien, sondern durchaus auch im Freidenkertum, das wesentlich mehr seine eigenen Positionen zu verteidigen sucht als die anderen zu erschüttern. Ist die abwehrende Bewegung gegen Unruhe stiftende Geister nicht zu verstehen?

Sie ist es, wenn man sich auch die soziologische Lage noch klar macht. Wir stehen in einer Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft, und wir wissen auch hier noch nicht, ob diese Auflösung des Bürgertums das Kommen von etwas Besserem bedeutet oder ob wir auch hier in das Chaos kommen. Als Theologe fühle ich mich dem Bürgertum feindlich — Kirche und, schlimmer, Evangelium, sind verbürgerlicht: an Stelle der großen Feste Weihnachten, Ostern und Pfingsten sind bürgerliche Feste getreten, Totensonntag, Silvester, Konfirmation; Weihnachten ist absolut verbürgerlicht, heute ja völlig eine wirtschaftliche Konjunkturangelegenheit mit bürgerlicher Stimmungssehnsucht. Als politisch interessierter Mensch weiß ich das Bürgertum zu schätzen. Es ist ein Element des Fleißes, der Ruhe, der Solidität, das für das Staatsleben unentbehrlich scheint. Aber dieses Bürgertum wird zersetzt, seine Formen lösen sich auf. Mir ist dieser Fragenbereich jetzt deutlicher geworden durch das bei Diederichs in Jena erschienene Buch von Otto Gmelin: „Die Naturgeschichte des Bürgers“. Gmelin stellt den Bürger nicht dem Adligen gegenüber, der heute auch bürgerlich lebt, und nicht dem Proletarier, der seinerseits zum Bürgertum hinstrebt oder selbst kleinbürgerlich ist. Er setzt den Bürger entgegen dem Weltmann, dem Vagabunden, dem Soldaten, dem Ekstatiker. Der Bürger ist kein Ekstatiker. „Ekstatische Religion muß dem Bürger als Ueberspanntheit erscheinen.“ „Der Bürger muß ein Selbst sein, das wohl bewegt, aber doch beschränkt ist. Manchmal beschränkt er sich so, daß er nicht mehr bewegt ist.“ „Die Wildheit, die Sehnsüchte, Schwärmereien und Träume seiner Jugend, die

bewegen und gären, müssen abebben, metamorphiert, abgeleitet werden, damit er ein guter Bürger werde. Aus Sturm und Drang wird Aufstieg mit Geduld und Fleiß, aus Revolution Evolution.“ „Der Bürger lebt wesentlich der Zukunft . . . Er sorgt.“ Er sorgt für die Familie, lebt seinem Kreis. Die hohe Tugend des Bürgers heißt: Pflicht, seine Gefahr: Beschränkung, Gleichmaß, Philister. Der Bürger will Sicherheit, ihm widerstrebt das Risiko, er ist groß im Kalkulieren, er ist zuverlässig, aber ganz gewiß nicht dämonisch. „Er neigt eher zum Pathos als zur Anmut.“

Das Bürgertum ist in Auflösung begriffen. Thomas Mann schrieb in seinen Buddenbrooks nicht nur den Niedergang einer Familie: sein Sohn Klaus Mann schreibt von der schon zersetzenen Gesellschaft, aber es ist allerdings nicht zu behaupten, daß der junge Kommunist, der in eleganten Schuhen im Flugzeug zum Jugendtreffen fliegt, später das Geld seiner Organisation unterschlägt, und das junge Mädchen, das sein Künstlertum verwahrlosen läßt, im gesellschaftlichen Strudel mit fragwürdigen Gestalten aufgeht, eine Geliebte hat, daß diese Gestalten sehr reizvoll wären, und der Leser wird kaum soviel Hoffnung auf einen günstigen Ausgang ihres „Abenteuers“ haben wie der Autor. Ich will sagen: ich sehe noch keine neue Form des gesellschaftlichen Lebens, ich sehe nur die Auflösung des Bürgertums. Der Theologe kann ihm keine Träne nachweinen, der Politiker aber wird nicht ohne Sorge sein. Auf jeden Fall bedeutet die Zerlösung der Gedankenwelt des Bürgertums und die Beseitigung der Haltung des Bürgers eine Gefahr, die, wie ich schon sagte, die heutige Ablehnung jeder dichterischen Freiheit begreifen läßt. Knut Hamsun hat den Dichter dem Vagabunden verglichen. Kein Wunder, daß gerade die bürgerliche Welt, die sich erhalten möchte, die Dichter mißtrauisch betrachtet und sie an das Gängelband zu nehmen versucht.

Wunderbar nur, daß auch die katholische Kirche an diesen Bemühungen des Bürgertums teilnimmt. Die katholische Kirche ist ihrer Struktur nach viel weniger verbürgerlicht als der Protestantismus, aber allerdings: das Bürgertum scheint doch mächtiger gewesen zu sein als der katholische Geist. Ein jungkatholischer Dichter, Jakob Kneip, hat schon vor einigen Jahren der heutigen kirchlichen Enge die Weite des Mittelalters gegenübergestellt: er hat völlig zutreffend gesagt, daß Gemälde, die damals völlig selbstverständlich in den Kirchen aufgehängt wurden, heute (wären sie modern) zurückgewiesen würden. Der deutsche Katholizismus erlebt eine Renaissance seiner Dichtung — aber Kneips Rede zeigt, daß es die katholischen Dichter schwer haben, sich zu behaupten. Der „Bühnenvolksbund“, ankündigungsgemäß eine deutschchristliche Theatergemeinde, versuchte das Mysteriumspiel des Mittelalters zu beleben. Seit das nur in geringem Maße gelang, hat er einen bürgerlichen Spielplan. Ich verstehe die katholische Kirche nicht. Die Gläubigen sprechen von der „Mutter Kirche“ — ein Ausdruck, der auch den Nichtkatholiken berührt. In dem heutigen Gebahren aber der Kirche gegenüber der Kunst sehen wir die Kirche nicht als Mutter walten sondern als Gouvernante. Das ist das Unangenehmste der jetzigen Lage. Es führt geradezu zu grotesken Folgen: führt man banale Stücke auf, so wird man ganz gewiß nicht gelobt, doch geduldet. Aber führt man ein Stück auf, das ins Leben greift, das Fragen stellt, Zustände tadeln, erregt, neue Ziele setzt, so wird auf unzähligen Kanzeln dagegen

gepredigt, und die Kirchen verstuchen auf die politischen Parteien einzuwirken, dem Theater den Brotkorb höher zu hängen. Man will nicht die Freiheit der Kunst.

Wir schützen die Freiheit der Kunst. Warum? Weil die Dichter nur in der Freiheit schaffen können und weil wir die Dichter brauchen.

Kunst kommt von Können. In engen Fesseln kann der Dichter nicht schaffen, er wird den Zwang brauchen, der von außen kommt und mit seiner Sache nichts zu tun hat. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Wir sind nun der Meinung, daß man dem Dichter die Möglichkeit zum Schaffen geben muß. Im „Volke der Dichter und Denker“ sollte das wiederum selbstverständlich sein, aber es ist ekelhaft: man spricht pomphaft von den Dichtern und Denkern und dem Volke der Dichter und Denker, und man lebt nicht im Geiste und aus dem Geiste und ist nicht bereit, das einfachste Gesetz der Höflichkeit zu erfüllen, nämlich zuzuhören, wenn man angesprochen wird. Der Dichter spricht, aber wir versagen ihm Gehör, von Gefolgschaft gar nicht zu reden.

Dabei brauchen wir den Dichter. Er ist Seher, ist Führer, ist Kritiker, er erschüttert, bewegt, beunruhigt, beglückt, hebt. Man kann nicht durch den Kosmos eines großen Dichters hindurch gegangen sein, ohne Impulse, ohne belebende Kräfte aus diesem Kosmos in sich aufgenommen und der eigenen kleinen Welt einverleibt zu haben. Vom Apercuau, der uns aufhorchen läßt, bis zur großen Dichtung, mit der wir uns immer wieder in Beziehung setzen, weil sie uns zu sich zieht, sie zu entziffern, aus ihr zu schöpfen, immer ist es doch in erster Linie neben der Prophetie und der Wissenschaft die Dichtung, die unser Sein aus einem bloßen Dasein zu einem Menschsein macht. Wiederum ist nicht zu begreifen, daß gerade vom Zentrum der dramatische Dichter gefesselt werden soll. Die katholische Kirche kennt doch wohl die Bedeutung des Geistes. Es sind andere Kreise, es sind die Kreise der Industriemagnaten, auch die der Junker, unter Umständen auch Kreise der Techniker und Kaufleute, denen man erst durch Darlegungen die Geltung des Wortes von Gottfried Benn beweisen muß. Gottfried Benn sagt: „Erhielte sich ein Staat durch Kanalbauten und Straßenanlagen, wäre Rom nie untergegangen: immanente geistige Kraft wird es wohl sein, produktive Substanz aus dem Dunkel des Irrationalen.“ Ich bin der Ueberzeugung, daß ich hier die Gültigkeit dieses Wortes nicht darzulegen nötig habe.

Aber es wird ja nicht die Dichtung überhaupt mißtrauisch betrachtet, die gegenwärtige Dichtung wird beanstandet, man hat (wenn es nicht zu viele Subventionen verlangt) nichts gegen das Theater, aber man erhebt Einspruch gegen das „Zeittheater“. Man macht seine Verbeugung vor den „Räubern“, aber man empört sich gegen die „Revölte“, man ist hier (und überall) traditionell, und man vergißt, daß die größte Achtung vor der Tradition sich beweist in einer Haltung gegenüber dem Leben, welche zeigt, daß man die Ueberlieferung nicht gedankenlos sondern mit Verständigung aufgenommen hat. Das Leben ist immer neu und stellt immer neue Fragen. Darum ist auch die Dichtung unerschöpflich und darum braucht man die Dichtung der Zeit. Es wäre lächerlich, nicht immer wieder sich zu dem hinzuwenden, was der Vergänglichkeit sich widersetzt hat und in die Literatur eines Volkes oder

gar der Menschheit eingegangen ist. Aber man wird die Dichtung der früheren Zeiten viel lebendiger lesen, viel mehr sie auf sich beziehen, viel besser sie würdigen, wenn man sie vom Heute aus sieht. Gerade im Theaterleben ist besonders deutlich, was das Theater durch die Parole des „aktuellen“ Theaters, des „Zeittheaters“ gewonnen hat. Das Theater war eine Stätte der Unterhaltung geworden, allenfalls noch eine Stätte der Bildung, aber es war ganz gewiß nicht mehr Kanzel, nicht mehr Tribüne, nicht mehr „eine moralische Anstalt“. Das hat sich verändert durch das aktuelle Theater. Das Theater ist heute eine moralische Anstalt im Schillerschen Sinne. Schlimm genug, daß man gerade deshalb das Theater heute in Mannheim verteidigen muß: hier hielt 1784 Schiller seine Vorlesung über „das Theater als eine moralische Anstalt“ — und man lese doch, bitte, die Sätze Schillers nach, man wird finden, daß sie das Beste sind, was man über das aktuelle Theater sagen kann.

Aber, so wird man sagen, damals gab es einen Schiller, damals dichtete Goethe, unsere heutige Kunst ist schlecht. Ergibt sich die Richtigkeit dieser Beweisführung nicht schon durch das, was wir selbst sagten, wenn wir den „Räubern“ von 1781 die „Revolte“ von 1928 gegenüberstellten? Ich bin bereit zu erklären, daß die „Räuber“ das Jugendwerk eines Genies, daß Lampels „Revolte“ das peinlich unfertige Werk eines eindrücklichen, aber vorläufig ziel- und ratlosen Mannes sind. Aber ich bin nicht bereit, zu erklären, daß wir keine Werke hätten in der zeitgenössischen dramatischen Literatur, die nicht besser wären als „Die Räuber“. Es ist zwar so, daß gute erzählende Dichtung überaus reich vorhanden ist, daß aber gute dramatische Literatur selten ist, aber sie ist da. Man muß sie nur ansehen, wenn sie gegeben wird. Man muß nur bereit sein, sie anzuerkennen. Aber es gibt Kreise, die grundsätzlich alles Neue verurteilen. Als der „Naturalismus“ kam, wurde er verspottet, verlästert, bekämpft — und selbstverständlich auch verboten. Vor kurzem erschien in den (übrigens recht guten) „Literarischen Blättern“ der „Kölnischen Volkszeitung“ ein Aufsatz, in dem dargelegt wurde, daß der „Naturalismus“ für die Kunst bleibende Bedeutung habe und Gerhart Hauptmanns Leistung nicht zu bezweifeln sei. Wir stellen mit Befriedigung fest, daß die „Kölnische Volkszeitung“ heute Gerhart Hauptmann anerkennt. Vor fünfunddreißig Jahren wäre das aber auch möglich gewesen. Wir unsererseits wollen nicht die Dichter erst nach ihrem Tode oder bei ihrem 70. oder 60. oder allenfalls auch schon bei ihrem 50. Geburtstage ehren, sondern ihnen schon früher unser Gehör schenken und ihnen die Möglichkeit geben, zu existieren. Es ist die Tat unserer Breslauer Volksbühne, daß sie Ferdinand Bruckner entdeckt hat — wie groß dieses Verdienst ist, wird man erst ermessen, wenn das dritte Stück des bekannten Unbekannten aufgeführt sein wird, „Kreatur“, eine wirklich bedeutende Schöpfung, gehaltreich, packend, künstlerisch geschlossen — eine ganz erstaunliche Reife gegen die beiden ersten Werke.

Aber ist denn nun nicht dieser Dienst an der modernen Kunst doch gefährlich, ist er nicht einseitig, sind nicht tatsächlich Mißstände und böse Mißgriffe zu verzeichnen? Zunächst: Theater ist keine bürgerliche Angelegenheit, Theater heißt: Wagnis. Jede Aufführung ist ein Wagnis, auch die Inszenierung eines Klassikers ist ein Risiko — ein finanzielles unter allen Umständen, aber auch ein künstlerisches. Und ein modernes Stück aufzuführen, ein noch nicht

anerkanntes, einem unbekannten, unerprobten Verfasser die Wortmeldung zu ermöglichen, ist natürlich ein Wagnis. Aber hier begreife ich nun die Logik nicht: überall wird Feigheit verurteilt, aber gerade beim Theater, bei der Kunst soll man nichts wagen! Aber auch hier wird die Tapferkeit belohnt. Der Ruhm des Mannheimer Theaters ist begründet durch die Aufnahme Schillers. Damals floh man aus Württemberg und fand man hier eine gastliche Stätte. Jetzt scheint man, wie der Fall Bruckner zeigt, nach Schlesien sich flüchten zu müssen.

Ja — hier müsse man vorsichtig sein, denn man habe mit urteilslosen Menschen zu tun. Die fielen dem bösen Dichter anheim. Nun: man unterschätzt die Schwerfälligkeit der Menschen: wir sind nur allzugern bequem, wenn schon immerhin noch viele Zuschauer bereit sein mögen, einen Dichter zu bewundern, so sind doch nur wenige bereit, ihm zu folgen. Aber wohin kommt man mit der Angst, daß etwas mißverstanden werden könnte? Zu nichts. Diese Angst führt dazu, in Bibliotheken nur abgestempelte, brave Bücher einzustellen, die schon Gemeingut geworden sind, und selbst sie ließe man am liebsten nur unter Aufsicht lesen. Diese Angst müßte, wäre sie konsequent, die großen Schöpfungen der Menschheit nach ihrem Gedankengehalt verarbeiten und sie sozusagen extraktmäßig in Form eines Lehrbuches der Menge nahebringen — alle Schönheit wäre dann freilich zerstört und alle bezwingende Kraft dahin. Man muß schon soviel Zutrauen zum Menschen und zur Kraft der Idee haben, daß man auch auf die Gefahr von Mißverständnissen auf etwas Verständnis hofft. Man muß sich darüber klar sein, daß man auch Förderungen des Lebens, Erweiterung der Erkenntnis, Vertiefung und Steigerung des seelischen Lebens, nicht erreichen kann, ohne aus seinem bisherigen Bezirke herauszugehen — und da ist immer die Gefahr des Ausgleitens gegeben.

Aber zugestanden, daß es Extravagantes auch unter den Dichtern, ja unter ihnen besonders stark gibt. Hier will ich nicht davon reden, daß gerade mancher extravagante Dichter seiner Zeit besonders gut gedient hat. Bleiben wir in diesem Zusammenhange bei unerfreulichen und ärgerlichen Erscheinungen, die auch bei weitester Duldung nicht gestattet werden können. Was ist hier zu tun? Hier hat die Kritik einzusetzen — die Kritik der berufenen Sachkenner, die Kritik auch des Publikums. Es ist nun freilich so, daß wir kaum eine unabhängige literarische Kritik haben: allzusehr verhindert der politische, wirtschaftliche, weltanschauliche Standpunkt des Kritikers den freien Blick, und die Parteilichkeit des Kritikers verringert den Einfluß auf die Stellung des Publikums. Es ist also unsere Aufgabe, eine unabhängige Kritik zu schaffen: sie hat zu sorgen, daß die Freiheit nicht in Zügellosigkeit aussartet, oder, biblisch gesprochen, daß die Freiheit nicht zum Deckel der Bosheit degradiert wird — ein Mißbrauch, der übrigens den Apostel nicht gehindert hat, für die Freiheit einzutreten.

Und schließlich: auch hier gilt, daß erlaubte Früchte nicht so gut schmecken wie verbotene. Es ist festzustellen, daß tatsächlich so viel Gesundheit im Volke ist, daß Erscheinungen, die widerwärtig sind, Symptome irgendeiner Krankheit, verschwinden. Sie gehen an ihrer eigenen Dürftigkeit oder Widerwärtigkeit zugrunde. Wir sehen das gerade jetzt in bezug auf das Nackte. Nachdem man früher sozusagen keinen Körper hatte, wurde der Körper als Attraktion zur Schau gestellt, am tollsten in den Revuen, von denen man nur sagen konnte: das Fleisch ist willig,

aber der Geist ist schwach. Diese „Herrlichkeit“ hat nicht lange gedauert. Man ist bald zu einer natürlichen, nicht lüsternen Freude am Körper gekommen, und diejenigen, die mit Sinnlichkeit Geschäfte machen wollen, müssen sich heute schon wieder mehr anstrengen als vor kurzem, wo noch die ganze geistige Anstrengung des Unternehmens darin bestand, Frauen auszuziehen. Es besteht, selbstverständlich, die Möglichkeit der Ausnutzung der Freiheit und ihrer Umkehrung in Zügellosigkeit. Aber das Mittel gegen sie heißt nicht: Zensur, sondern heißt: Kritik, heißt: Bildung, heißt: Geist. Der Mißbrauch der Freiheit ist gerade dann ziemlich unmöglich, wenn starke Besucherorganisationen den Spielplan bestimmen. Die Führer dieser Organisationen sind bekannt, ihre Arbeit, der Spielplan und die Theatergemeinde, unterliegen der Kritik der Oeffentlichkeit. Fehlen sie, so bekämpfe man die Fehler. Aber man kämpfe geistig, nicht mit brutaler Gewalt. Sie ist immer ein Zeichen von Hilflosigkeit. Sie ist es in der Pädagogik — viele Eltern, auch noch manche Erzieher, wissen sich nur durch Drohungen und Schläge zu helfen, eine geistige Ueberlegenheit des Erwachsenen über das Kind ist ihnen unbekannt. Aehnlich ist es heute auch in kulturellen Fragen. Man hat gegen neue Gedanken keine geistigen Einwände. Man benötigt sie auch nicht. Paßt einem die ganze Richtung nicht, so unterbindet man die Subvention. Auch hier ist die Severingsche Variante wirksam: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so stelle ich die Zahlung ein.“ Was ist die Folge? Es tritt nicht an Stelle eines bestreitbaren Geistes ein unbestreitbarer, an Stelle der Schwäche die Kraft, an Stelle des Schmutzes die Reinheit, sondern es kommt der Ungeist, der Stumpfsinn, die Langeweile, die fade Unterhaltung, die belanglose Platitude. Wie ist es denn mit dem organisierten Publikum? Lessings Nathan hat im Kassenverkauf bei uns gebracht 2000 Mark, Minna von Barnhelm 5000 Mark, aber „Dreimal Hochzeit“ (übrigens ein nettes Stück, das man sich durchaus einmal vergnügt ansehen kann) 38 000 Mark — das spricht jedenfalls nicht für eine Hochzeit deutschen Geisteslebens, es spricht vielmehr dafür, daß die Zahl der Philister noch groß ist.

Ja, es scheint so, als sei jetzt der Simson „Deutscher Geist“ eingeschlafen. Die Legende erzählt, daß Delilah ihm im Schlaf seine Locken abgeschnitten habe und daß er dadurch seiner Kraft beraubt wäre. Da rief sie: „Philister über dir“. Er erwachte, wollte seine Kraft gebrauchen, aber er war hilflos und wurde überwältigt, wurde in die Tretmühle eingespant. Wie ist das? Philister sind über dem deutschen Geist her. Wenn wir nun rufen: „Philister über dir“, wird er das Geschmeiß abschütteln oder hat er seine Kraft verloren? „Philister über dir.“ Gebrauche deine Kraft!

Wir sind hier am Rhein. Wir wissen gerade jetzt, was das bedeutet: Freiheit. Man braucht die äußere Freiheit, um existieren zu können. Man braucht aber auch die geistige Freiheit. Ohne sie gibt es keine Bildung. Wer Bildung will, muß sich, wie Fichte sagt, auch für die Freiheit einsetzen, „selbst auf die Gefahr hin, daß das Regieren ein wenig beschwerlicher und ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Ordnung erfolge“. Wir sind dankbar, daß wir die äußere Freiheit besitzen. Aber wir wollen auch die Freiheit im Innern der Republik. Auch hier gilt das Wort Schillers: „Wir wollen frei sein wie die Väter waren.“

19. JAHRGANG

Die Scene

JUNI / JULI 1929

Jewels schneiden

S. 193 - 196

S. 197 - 201

BLÄTTER FÜR BÜHNENKUNST

herausgegeben von der

VEREINIGUNG

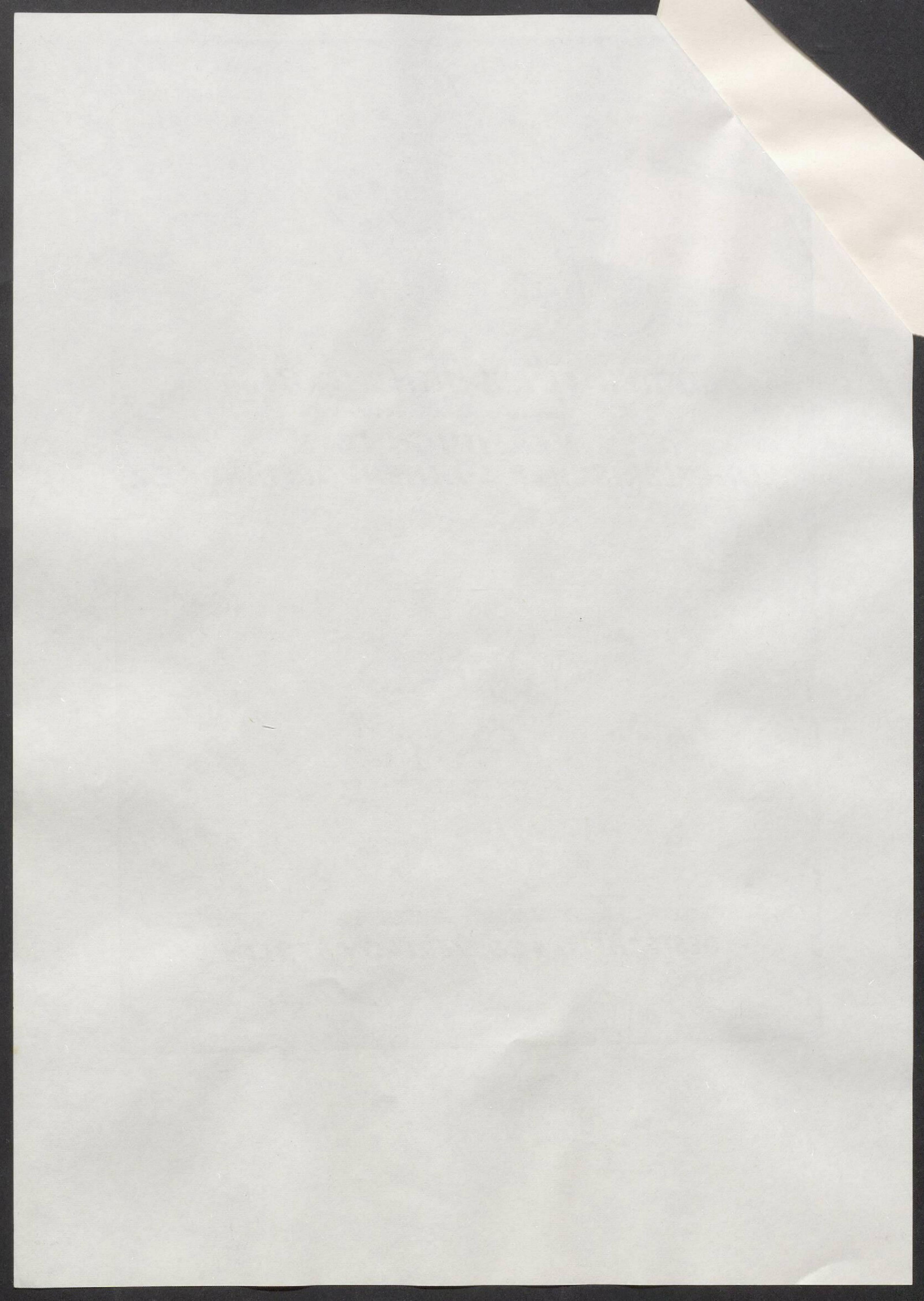
KÜNSTLERISCHER BÜHNENVORSTÄNDE E.V.



Plakat-Aufdruck

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN

Nachlass Helmerich



150 JAHRE MANNHEIMER NATIONALTHEATER
HANS KNUDSEN / DER FESTAKT DES MANNHEIMER
THEATER-JUBILÄUMS

Die Teilnehmer an der Feier des Mannheimer Theater-Jubiläums hatten wohl alle das richtige Gefühl: die Feier, zu der das 150-jährige Bestehen des Theaters den Anlaß gab, war so gestaltet, daß die Welle festlicher Stimmung sich nicht nur auf den Bürger der Stadt ausbreitete, sondern, wirkend und weisend, das ganze Reich berührte, soweit es die Existenz des Theaters als einen Teil des kulturellen Organismus überhaupt ansieht. Ich stelle eine Tatsache gleich heraus: *die Stadt Mannheim* (die den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, seit 1839 das erste deutsche „Stadt-Theater“ geführt zu haben) ist *die erste deutsche Stadt, die einem Schauspieler das Ehrenbürgerrecht erteilt hat: Albert Bassermann*, der große Sohn dieser Stadt, ist zum Ehrenbürger Mannheims ernannt worden. Wir wollen darin mehr sehen als nur eine schöne Geste; wenn es eine Geste ist, so ist es eine große, würdige Geste. Soweit meine Kenntnis reicht, kann kein anderer führender Schauspieler von Rang eine ähnliche Würdigung vorweisen. Slezak ist, wie ich höre, Ehrenbürger von Brünn. Aber: das Mannheimer Theater-Jubiläum zum Anlaß dieser Ehrung genommen — — darin darf man eine Vorbildlichkeit seltener Art sehen; das Jubiläum ist nicht nur ein Familienfest der Stadt geblieben.

Die gleiche Ehrung hat *Dr. Wilhelm Furtwängler* erfahren; und dem früheren Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, dem quicklebendig an dem Fest teilnehmenden Geh. Hofrat *Dr. August Bassermann*, ferner dem ehemals an dieser Bühne wirkenden Kapellmeister *Artur Bodansky* (New York), der gekommen war, am Abend, vor der „Räuber“-Aufführung, das Vorspiel zu den „Meistersingern“ zu dirigieren, sodann Prof. *Dr. Hans Pfitzner* und *Dr. Richard Strauss* wurde die von der Stadt geschaffene goldene Ehrenmedaille Mannheims übergeben.

In der Ansprache des Oberbürgermeisters *Dr. Heimerich*, der im Rittersaal des großen (übrigens größten deutschen) Schlosses eine ganz auserlesene Versammlung von Ministern, Abgeordneten, Bühnenleitern, Kritikern, Theaterschriftstellern und -historikern zuhörte, war die Verkündigung dieser Ehrungen der Höhepunkt.

Seinen Rückblick auf die Vergangenheit — bei dem Heimerich auf das hier noch näher zu würdigende Jubiläumsbuch von E. L. Stahl verwies — orientierte der Oberbürgermeister sehr fein nach den Verpflichtungen in und für die Gegenwart, nach den Verantwortungen, die eine große Tradition auferlegt. „Wir haben in Mannheim eine bedeutende kulturelle Vergangenheit zu wahren und zu verteidigen. Mannheim hat bewiesen, daß man hier nicht nur von der Erinnerung lebt, sondern, wie man es z. B. am Schloß mit seinen Büchereien und Kunstsammlungen sieht, es auch verstanden hat, alte Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Die Tatsache, daß mir heute morgen die Summe von 30 000 Mark für Neu-Inszenierungen beim Theater übergeben worden ist, zeigt, daß trotz der schweren Wirtschaftslage der alte Opfergeist der Stadt nicht erloschen ist. Aber wir können in Mannheim nicht isoliert leben und schaffen, sondern wir brauchen die Erkenntnis, daß Deutschlands Kultur nur dann auf der Höhe gehalten werden kann, wenn draußen im Lande starke kulturelle Mittelpunkte erhalten bleiben. Ihre Bewahrung und Förderung ist eine wahrhaft große nationale Aufgabe ...“

Die Glückwünsche der badischen Regierung überbrachte Kultusminister *Dr. Leers* und mit ihnen den Beschuß der badischen Regierung, eine größere Summe bewilligen zu wollen, um der ärmeren Bevölkerung den Besuch des Mannheimer Theaters zu ermöglichen; für die Regierung des Reiches sprach Reichsinnenminister *Severing*.

Mit besonderer Spannung aber wurde der Festvortrag *Leopold Jessners* erwartet, mit dem Thema: „*Das behördliche Theater. Rückblick, Eingeständnisse und Forderungen.*“ Jessner leitete aus der Situation der Dalberg-Bühne das Werden des „behördlichen Theaters“ ab, also jener „Staats-“ und „Stadt-Theater“, die aus den Steuerquellen der Bevölkerung gespeist werden und sich — so meint Jessner — von den ehemaligen „Hoftheatern“ in nichts unterscheiden, da die fürstlichen Schatullen ebenfalls aus Steuerzahlungen aufgefüllt seien. Gegenüber der Prononciierung der Oper durch die ehemaligen Hof- und Stadt-Theater war das Schauspiel meist jenen „Privat-Bühnen“ überlassen, die als „Modernes“, „Intimes“ Theater, als „Kammerspiele“, „Neues Schauspielhaus“ oder sonst wie die Pflege neuerer Literatur durchführten. Nach der Staatsumwälzung dagegen änderte sich die Theater-Situation von neuem: das „behördliche“ Theater riß die Führung des Schauspiels wieder an sich und wirkte oft so aktiv und kämpferisch, daß die privatkapitalistischen Schauspiel-Bühnen dadurch in den Hintergrund gedrängt wurden. Diese aktive und kämpferische Haltung der „behördlichen“ Theater ist aber — so stellte Jessner mit Bedauern fest — nicht erhalten geblieben, und ohne sich selbst auszuschließen, sah Jessner den Grund dafür in der Tatsache, daß die *Theaterleiter*, die als *Führer des behördlichen Theaters* zunächst mit starker Initiative an ihren neuen Bühnen wirkten, *erlahmten gegenüber der Bevormundung durch jene Stimmen und Bewegungen, die mit der Konsolidierung der Parteien in den Landtagen und Kommunen einsetzte*. Jessner wünschte, an die Parlamente gerichtet, daß die Oppositions-Gruppen in diesen das Theater nicht in den Vordergrund politischer Kritik stellen sollten; denn oft

200 000

sei zudem ein politisch Linksstehender in Kunstdingen konservativ, ein — umgekehrt — politisch Rechtsstehender in Theaterangelegenheiten radikal gewesen. Dalberg kam nicht aus ohne billige, zugkräftige Theaterkonfektion, deren Wiedergabe auf seiner Bühne oft zahlenmäßig die Klassiker tief drückte. Man könne kein „behördliches“ Theater verurteilen, wenn es nicht bloß „aktives“ Theater sei; das „behördliche“ Theater ist auch „Bildungstheater“. Jessner wünschte statt eines lauen Kompromisses, der sich für das „behördliche“ Theater aus den Schwankungen, aus dem Bedürfnis, nach rechts und links nicht anzustoßen und es nach beiden Seiten angenehm und recht zu machen — er wünschte statt dieser Lauheit eine „charaktervolle Synthese“ zwischen „aktivem“ und „Bildungs-Theater“ im Sinne des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg, das heute noch die innere Gesetzgebung für das „behördliche“ Theater darstelle.

Ich habe, als Vorstandskollege des Sprechers Leopold Jessner, hier kein Recht, Kritik oder Lob auszusprechen, sondern habe in diesem Falle sozusagen „nur ein Amt und keine Meinung“. Indes darf ich berichten, daß gerade die kluge Formulierung und die klare Erkenntnis der offen (auch für sich selbst) eingestandenen Situation dem Zuhörerkreis den lauten Beifall und die lebhafte Zustimmung entlockte. Jessners Vortrag wird, glaube ich, noch mancherlei Diskussion hervorrufen.

Sinnvoll hatte man für den Rahmen des Festaktes Musik der Zeit gewählt: eine Ouvertüre von Chr. Cannabich, eine Sinfonie von Joh. Stamitz, die das Nationaltheater-Orchester unter Generalmusikdirektor *Erich Orthmann* spielte. Es hätte etwas sehr Wesentliches gefehlt, wäre man nicht nach den Ansprachen durch die Theater-Ausstellung des Schloßmuseums: „150 Jahre Mannheimer Nationaltheater“ gegangen, oder vielmehr durch deren Leiter und Organisator *Prof. Dr. Friedrich Walter* geführt worden. In einer stilleren Nachmittags-Stunde hat er die Schätze einem kleinen, besonders interessierten Kreise noch einmal gezeigt und uns aus der großen Fülle in 15 Ausstellungsräumen das Schönste und Wesentlichste herausgehoben und mit seiner sicheren und stets paraten Sachkenntnis erläutert. Ich kann — aus dem Kopfe und bereits in den Bergen — auch nicht einmal einen knappen Überblick geben über das, was Walter in dieser Ausstellung zusammengebracht hat. Soviel kann ich berichten: die herrlichen Räume des Schlosses, die für die Ausstellung überwiesen wurden, waren früher kurfürstliche Wohnräume mit hervorragenden Stuckdecken. Die Großherzogin Stephanie, von Napoleon I. als *Toc' r ade* titelt, hatte in dem Schloß ihren Witwensitz und

ließ eine Anzahl der Säle im
Tode im Jahre 1860 hinein.

ließ eine Anzahl der Säle im Empirestil umarbeiten. Nach ihrem Tode im Jahre 1860 wurden die Säle zu Dienstwohnungen, Büros, Speichern u. a. benutzt, man baute Küche, Speisekammer, Treppen hinein — es läßt sich denken, welch riesenhafte Restaurations-Arbeit nötig gewesen ist, um jetzt für die Ausstellung die Räume wieder herzurichten, in denen sich das vorbildliche und außerordentlich wichtige, reiche Theater-Archiv Mannheims dem Besucher — in Auswahl — nunmehr zeigt. Da Mannheims Bühne ja auch vor Karl Theodor Dalberg und Schiller schon einen hervorragenden Ruf in Europa besaß, so widmet die Ausstellung mit Recht der Frühzeit dieser Bühne einen Saal: Drucke, Partituren, Ballette u. a. Aber das Interesse konzentriert sich doch mehr bei der Dalberg-Zeit: Briefe, Bildnisse, Tagebücher, Regieberichte, Regiebücher, Regiepläne, Ausschußprotokolle, Erlasse, Baupläne, Szenenbilder, Zettel der ersten Shakespeare-Aufführungen, Rollenbilder (darunter das bisher unbekannte Gemälde Heinrich Melchior: Iffland als Franz Moor, V. Akt, 3. Szene) mit manchem wertvollen, lockenden Stück, eine Gruppe von „Räuber“-Dokumenten in geschichtlicher Folge der Inszenierungen, eine reiche Abteilung „Mozart in Mannheim“, weitere, in der die Beziehungen K. M. von Webers oder Richard Wagners zu Mannheim deutlich werden, und schließlich eine ganz große Reihe, die das Szenenbild bis in die Neuzeit, von Bibiena, Quaglio über Jos. Mühlendorfer bis zu der Intendanz Hagemanns und Gregoris verfolgt. Damit habe ich nur — ich weiß es — einiges ganz wenige angedeutet. Wen von unseren Mitgliedern der Weg jetzt in die Pfalz führt, der nehme sich die Zeit, nach Mannheim zu gehen und die Ausstellung (die bis in den September geöffnet ist) anzusehen. Es ist keine tote Anhäufung von Dokumenten in wahllos-verwirrender Fülle, sondern eine klare und belehrend-belebende Schau über ein Theaterzentrum, wie es so reich sich kaum sonst noch aus der Vergangenheit erhebt.

Am Abend gab es, nach einem Vorspruch von Fritz von Unruh, der das Theater an den Geist und an die Dichtung zurückforderte, eine „Räuber“-Inszenierung unter Regie von Heinz Dietrich Kenter, der im Winter an die „Volksbühne“ nach Berlin geht. Ich notiere das Ereignis, ich habe es hier nicht zu beurteilen.

Wenn man im weiteren Verlauf der Festwoche Mozart, Beethoven, Pfitzner, Richard Strauß und einen Shakespeare spielte, so darf man wohl die eine Frage an die (sonst so ausgezeichnet arbeitende) Festleitung richten: wo blieb der *junge* Dramatiker, den man auf der Bühne des jungen Schiller hätte spielen müssen? Es gibt solche und solche „Räuber“-Stücke; aber es hätte auch ganz gewiß einen würdigen Dramatiker des *lebenden* Deutschland gegeben, der bei diesem Jubiläum des Mannheimer Theaters hätte gehört werden dürfen.

Und zum Schluß gab es einen Empfang in den Schloßräumen: einfach und doch würdig und — ohne Tischreden, so daß jedermann dazu kommen konnte, wozu solche Empfänge da sind, wenn viel Theatervolk von außerhalb und allen Gegenden sich trifft: sich zu unterhalten de omnibus rebus et quibusdam aliis, so lange, als man wollte.

19. JAHRGANG

Die Scene

JUNI / JULI 1929

Jewils schmettern

S. 193 - 196

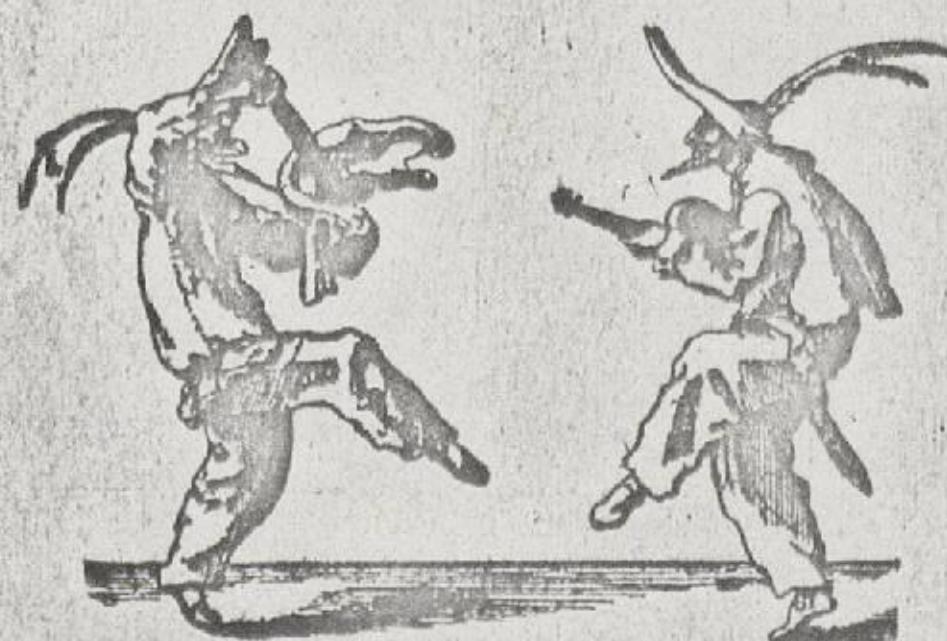
S. 197 - 201

BLÄTTER FÜR BÜHNENKUNST

herausgegeben von der

VEREINIGUNG

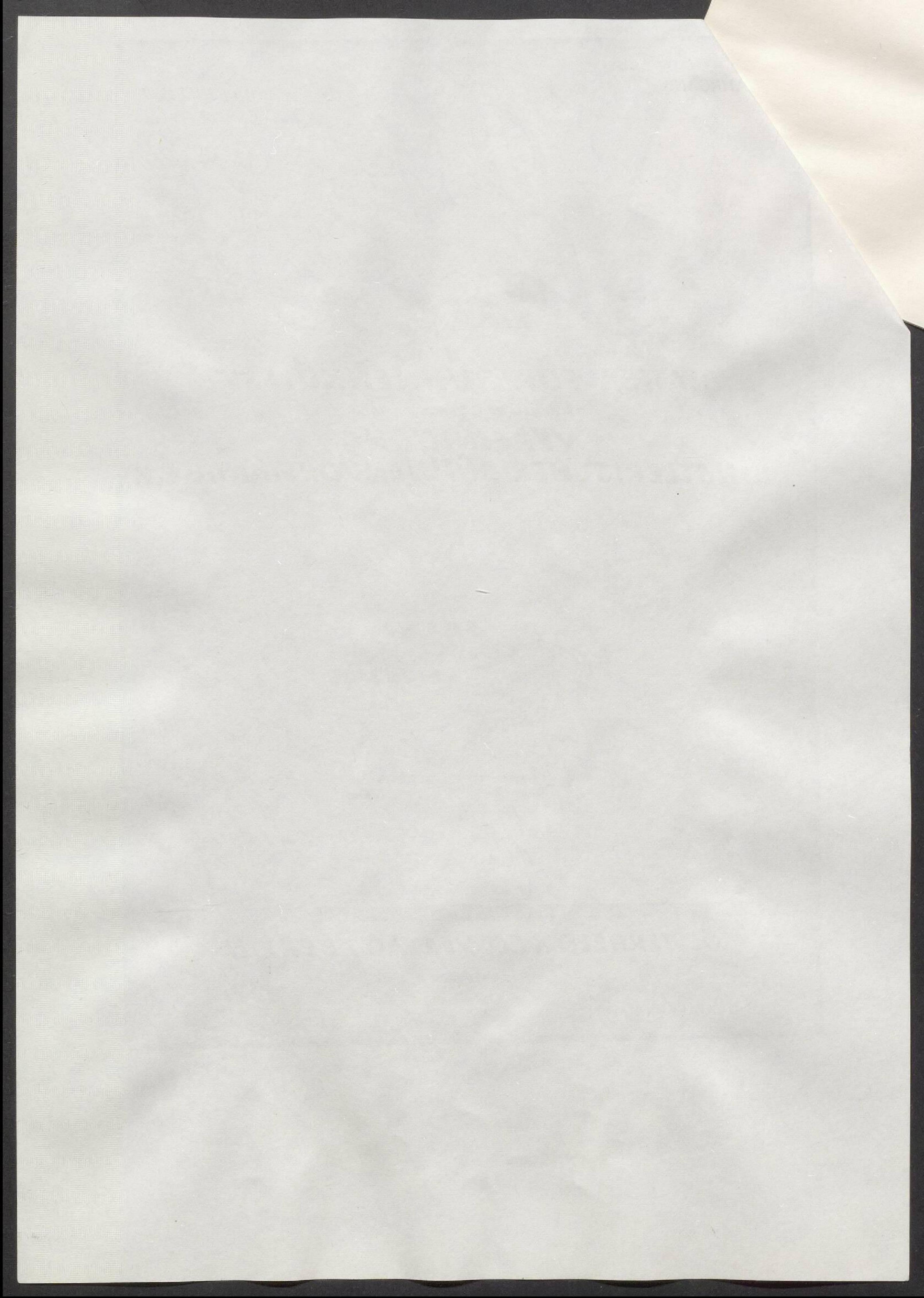
KÜNSTLERISCHER BÜHNENVORSTÄNDE E.V.



Fantastisch

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN

Nachlass Heimerich



BRUNO TH. SATORI-NEUMANN / DOKUMENTARISCHES
ZUR „RÄUBER“-PREMIERE IN MANNHEIM AM 13. JA-
NUAR 1782.

Der Geburtstag der „Räuber“ ist eigentlich auch Schillers Geburtstag“, sagt sehr mit Recht Franz Dingelstedt in seinem kunstgeschichtlichen Sittenbild: „Die erste Aufführung von Schillers Räubern“¹⁾ „Denn am Ende wird der dramatische Poet, der berufene und auserwählte, nicht an dem Tage geboren, den das Kirchenbuch verzeichnet; sondern er wird geboren an dem Abend, wo er das Lampenlicht der Bühnenwelt erblickt. ... Mannheim ist die Wiege des Riesenkindes gewesen, der Intendant Dalberg sein Pate, der Buchhändler Schwan der Gevatter-Bitter.“

Das Stück selbst, 1777 begonnen, 1780 vollendet, 1781 gedruckt, hat ein Jahr gebraucht, um aus der Presse auf die Bühne zu kommen.

Schwan war Buchhändler und Theateragent, — ein Mann, voll von jener Bühnenleidenschaft, die damals in Mode kam, dabei geschäftskundig, weltklug, erfahren. Er setzte sich 1781 bei Dalberg für die „Räuber“ ein.

Aus dem Briefwechsel zwischen dem Dichter und dem Intendanten geht hervor, wie zwischen beiden über Zeit der Handlung und Kostüm verhandelt wurde, bis Schiller schließlich natürlich dem entscheidenden Worte Dalbergs nachgab.

Es besteht keinerlei Grund, den Reichsbaron von Dalberg mit dem Ehrentitel eines „Kampf-Intendanten“ zu belegen, — wie das neuerdings gelegentlich geschehen ist. Der überaus feingebildete, geistreiche und künstlerisch denkende und empfindende Mann hat es sehr wohl verstanden, Publikum und Behörden gegenüber alle Vorsicht und Zurückhaltung walten zu lassen, wenn die Situation stürmisch zu werden drohte. Der „Große Ausschuß“ der Mannheimer Bühnenvorstände war denn auch garnicht mit Dalbergs Vorsichtsmaßnahmen in Puncto Kostüm einverstanden und richtete folgendes Gesuch am 17. November 1781 an die Intendantanz:

„Ferner halten wir uns für verpflichtet, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß in Betracht der Räuber die allgemeine Stimme wider das altdeutsche Kostüm sich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieses Stück im Ganzen machen wird, schwer zu bestimmen ist, sollten wir im Falle einer nicht ganz erwünschten Wirkung uns wohl nicht dem Vorwurf aussetzen, das veränderte Kostüm habe die Wirkung gemindert? Die Aufführung der Agnes Bernauerin macht allerdings im Geschmack des Mannheimer Publicums Epoche, so wie es überall Aufsehen macht, daß die Mannheimer Bühne im Stande ist, diese zwei Stücke mit einem außerordentlichen Grade von Güte zu geben. Aber sollten wir nicht eben dieses Rufes wegen die Räuber in ihrem Kostüm lassen? Wir wollen nicht erwähnen, wie schwer es ist, die Charakteristik der Räuber in denen altdeutschen Kleidern auszudrücken; allen jenen

1) Anmerkung: In „Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften“, Braunschweig 1859, fünfter Band, Seite 387 ff.

Kleidern, wenn sie auch mit noch so viel Geschmack angeordnet sind, würde man es ansehen, daß sie neu gemacht worden. Wir erwarten hierüber die Befehle Ew. Excellenz.
Wilh. Aug. Iffland. — Heinr. Beck. — Dav. Beil. — Kirchhöfer. — Meyer.“

Dalberg antwortete brevi manu noch am selben Tage:

„Mag die allgemeine Stimme sagen was sie immer will; Urtheil des Publicums über Stücke kann nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke vorgestellt sind. Hier ist es schiefes Urtheil einiger mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können, nach allen Begriffen von Theatereffect, *nicht anders als mit idealischem Anstrich und älterem Kostüm* gegeben werden. Denn wo ist nur der geringste Grad von Wahrscheinlichkeit, daß in unsren jetzigen politischen Umständen und Staatenverfassung sich eine solche Begebenheit zutragen könne! Dies Stück in unserer Tracht wird Fabel und unwahr. Für die romantisch passende wird gesorgt werden.“

Freitag, den 11. Januar 1782 war Schiller bei Nacht und Nebel und ohne Urlaub von seinem Regiments-Chef zu nehmen, von Stuttgart entwischt.

Am folgenden Sonntag erfolgte die Erstaufführung.

Der Text des Theaterzettels lautete:

„Sonntags, den 13. Jänner 1782 wird auf der hiesigen Nationalbühne aufgeführt: „Die Räuber“. Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Maximilian	Hr. Kirchhöfer
Karl	Hr. Böck
Franz	Hr. Iffland
Amalie	Mad. Toskani
Spiegelberg	Hr. Pöschel
Schweizer	Hr. Beil
Grimm	Hr. Rennschüb
Schufterle	Hr. Frank
Roller	Hr. Toskani
Ratzmann	Hr. Herter
Kosinski	Hr. Beck
Hermann	Hr. Meyer
Magistratsperson	Hr. Gern
Daniel, alter Diener	Hr. Backhans
Ein Bedienter	Hr. Epp

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete. — Wegen Länge des Stükkes wird heute präcise 5 Uhr angefangen.“

Dem Theaterzettel war auf Dalbergs Rat beigedruckt:

„Der Verfasser an das Publikum. Die Räuber — das Gemälde einer irrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung — doch erhaben und ehrwürdig, groß und majestatisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haßen, verabscheuen und lieben. — Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher, — entlarvt, und gesprengt in seinen eigenen Minen. Der alte Moor, ein allzu schwacher, nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder. In Amalien die Schmerzen

schmärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaft. — Man wird auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glückes den inneren Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht, auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrendsten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.“

Andreas Streicher — Schillers treuer Freund — berichtet: „Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier usw. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künstlern aufführen zu sehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuschender Wahrheit gaben, und nun hier um so stärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheurer und schrecklicher die Gegenstände waren, welche dem Zuschauer vorgeführt werden sollten. Der kleine Raum des Hauses nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde, eine Loge zu erhalten, ihre Sitze schon Mittags um 1 Uhr zu suchen, und geduldig zu warten, bis um 5 Uhr endlich der Vorhang aufrollte. Die ersten 3 Akte machten die Wirkung nicht, die man im Lesen davon erwartete, aber die letzten 3 enthielten Alles, um auch die gespanntesten Forderungen zu befriedigen.“

Im vierten Aufzug, in der Bilder-Galerie, brach das Eis. Der erste Beifallsdonner erschütterte das Haus. Und nun Schlag auf Schlag, Sturm über Sturm, bis im sechsten Aufzug, der Schloßbrand und Franzens Traum, im siebenten, das Gericht der Räuber im Wald, die Spitze erreicht war. Das Theater, sagt ein Augenzeuge, glich einem Irrenhause: rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraume, fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, der Ohnmacht nahe, zur Thüre, es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht ... Die „Litteratur- und Theater-Zeitung“ brachte in Nr. XVII vom 27. April 1782, Seite 272, folgende kurze Besprechung:

„Aus Mannheim.“

— — Schwerlich hat je ein Stück in Deutschland mehr Wirkung auf dem Theater gemacht, als die Räuber; aber es ist auch noch kein Schauspiel in Mannheim so gut gegeben worden, als dieses, und Sie mögen denken, was Sie wollen, ich zweifle, ob es an einem Orte in Deutschland so gegeben werden kann und wird, als hier, *Ioland* hat in der Rolle des *Franz* Wunder gethan, und das *Herr Böck* den *Räuber Moor* ganz vortrefflich gemacht, daran werden Sie nicht zweifeln, denn das sind seine Rollen.“

Aus anderen Kritiken (— auch Schiller hatte selbst eine anonyme Besprechung in Form eines „Briefes aus Worms vom Jenner 82“ in der Vierteljahres-Schrift „Württembergisches Repertorium der Literatur“ (Erstes Stück 1782, Seite 165—169) veröffentlicht —) können wir uns eine ungefähre Vorstellung von der Aufführung machen.

„Unmöglich wars“, schreibt Schiller in seiner Kritik, „bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Szenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen, man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorazionen waren ganz für das Stück gemacht, der Kapellmeister *Hr. Danzy* hatte auch die Zwischenaktmusik neu aufgesetzt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden, und mich däucht die Schauspieler hatten sich noch beilet.“

„*Herr Böck* als *Karl Moor*, spielte diese Rolle wahrhaft groß.“²⁾

Schiller selbst schreibt in seinem „Wormser Brief“:

„*Hr. Böck* als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Szene am Thurm hör ich ihn noch, neben dem Vater knieend mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maasgab seines Laufs ein natürliches schrökliches Licht in die Gegend verbreitete — Schade nur, daß *Hr. Böck* für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht.“

„*Franz Moor* ist die Rolle, worin *Herr Iffland* alle zur Bewunderung hinriß, Haß, Abscheu, Schrecken wechselten bei seinem herrlichen Spiele in der getäuschten Seele des Zuschauers. Alles war Wahrheit; man vergaß den Schauspieler und sah nur den Bösewicht Moor. ... Das Feuer, das ihn beseelte, teilte sich jedem Zuschauer mit... Die Stelle wo Franz mit Hermann in der Galerie gesprochen hat und dieser ihn Schrecknisse ahnen ließ, spielte Herr Iffland vortrefflich. Bei jedem Schritte im Abgehen sah er ängstlich um sich. Die Verbrechen, die er schon begangen hat und noch begehen will, schienen ihm zu umlagern, und in jedem Winkel sah er einen Meuchelmörder lauern. Solche Stellen spielt Iffland fast unnachahmlich. ...“³⁾

„*Herr Iffland* als *Franz Moor* ließ ... nicht ohne Entsetzen Blicke in die verborgensten Falten des Lasters werfen und wahrnehmen, wie Haß, Abscheu, Schrecken und höllische Bosheit mit einander abwechselten; ... die Zuschauer waren gänzlich von schaudervollem Grauen niedergedrückt.“²⁾

Schiller selbst urteilt in seiner Besprechung:

„*Hr. Iffland* der den *Franz* vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht seyn) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh ich es, diese Rolle, die ja nicht für die Bühne ist, hatte ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. *Iffland* hat sich in den letzten Szenen als Meister gezeigt. Noch hör ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der

2) Aus dem „Tagebuch der Mannheimer Schaubühne“ vom 10. Januar 1783.

3) Aus der Kritik im „Pfalzbairischen Museum“.

ganzen laut bejahenden /
sagen, und dann
röhrt,

ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose „Nein“ sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. „Ja! Ja! — droben einer über den Sternen!“ — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen und bethen, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten. — Wenn nur *Hr. Iffland* seine Worte nicht so verschlänge, und sich im Deklamieren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden.“

„Herr *Kirchhöfer* als *Vater* spielte, seine Monotonie ausgenommen, ziemlich gut.“³⁾

„*Hr. Beil*, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer.“⁴⁾

„*Hr. Meyer* spielte den Hermann unverbesserlich, auch *Kosinsky* [*Heinrich Beck*] und *Spiegelberg* [*Pöschel*] wurden sehr gut getroffen.“⁴⁾

„*Madame Toskani* als *Amalie* gefiel, mir zum mindesten, ungemein“, bekennt Schiller. „Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. [Madame] *Toskani* spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich, mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie.“

Iffland schrieb später über die Räuber-Premiere: „Der Freiher von Dalberg that alles Mögliche, Schillers Talent zu ehren. Die Vorstellung wurde an Dekorationen, Costümen, Fleiß und Genie auf eine bewunderungswürdige Art gegeben. Wenn *Boek* auch nicht ganz das Ideal des *Karl Moor* erreicht hat, so waren doch viele Scenen, besonders die mit Amalien im vierten Act, und ganz vorzüglich die Scene am Thurm, sein Triumph. Das Publikum, Acteure und Statisten wurden mit ihm fortgerissen in dem gewaltigen Feuerstrom. Stärker konnte der Dichter nicht gefühlt haben, als er ihn wiedergab. *Franz Moor* war für mich ein eigenes Fach, in dem es mir, glaub' ich gelungen ist, Neuheit und Kraft zu entwickeln.“

An außerordentlichen Ausgaben wurden für die „Räuber“-Premiere bezahlt:

für Decorationsmalerei	45 Gulden	54 Kreuzer
„ Schreinerarbeit	50 „	45 „
„ Schlosserarbeit	5 „	25 „
„ zwei Gemälde	14 „	24 „
„ Statisten (Vorstellung und Proben)	28 „	55 „
„Für die Reisekosten des Verfassers der Räuber“	44 „	

An Einnahmen stehen gegenüber:

das erste Mal	233 Gulden	42 Kreuzer
das zweite Mal (29. Januar)	180 „	30 „

(ungerechnet das Abonnement).

4) Aus Schillers Kritik im „Wirtembergischen Repertorium“.

NBLZ

Die Theaterkrise endlich überwunden.

Nachtrag Helmer
Fortbestand des

Nationaltheaters gesichert.

9/1

Jährlicher Zuschuß von 1100000 RM. mit 61 Stimmen gegen**48 Stimmen auf drei Jahre bewilligt.****Letzter Appell des Oberbürgermeisters.**

Schon vor Beginn der gestrigen Sitzung machte sich eine Erregung der Gemüter geltend, in dem im Hoher gruppensweise sehr lebhaft diskutiert wurde. Einzelne Fraktionen waren noch kurz vor der Sitzung zu einer Aussprache über die Theaterfrage zusammengetreten. Man versuchte, die Chancen für den Theatervoranschlag abzuschätzen. Die Tribünen hielten eine eng zusammengedrängte Menschenmenge nicht bestellt, obwohl die meisten stehen mussten.

Nachdem, wie bekannt, der Stadtrat in seiner letzten Sitzung den Theateretat von neuem abgelehnt hatte, sollte der Bürgerausschuß sich heute nun darüber schlüssig werden, ob das Nationaltheater wirklich geschlossen werden müsse. Die entscheidende Mitteilung der Stadtverwaltung, die die Grundlage der ganzen heutigen Beratung bildete, hatte folgenden Wortlaut:

„Der Bürgerausschuß hat in seiner Sitzung vom 15. November 1929 dem Beschluß des Stadtrats vom 10. Oktober zugestimmt, den Theaterbetrieb mit den drei Spiegattungen (Schauspiel, Oper und Operette) aufrecht zu erhalten, hat aber die Bewilligung des vom Stadtrat festgesetzten Betriebszuschusses abgelehnt. Die Prüfung der durch diesen Beschluß des Bürgerausschusses geschaffenen Rechtslage hat ergeben, daß dieser Beschluß nicht ausführbar ist. Er hat sich zwar grundsätzlich für die Aufrechterhaltung des Theaterbetriebs ausgesprochen, gleichzeitig aber die hierfür erforderlichen Mittel abgelehnt. Darin liegt eine Ablehnung des Theatervoranschlags. Es war deshalb notwendig, den Stadtrat erneut mit dem Theatervoranschlag für das nächste Spieljahr und dessen nachmaliger Vorlage an den Bürgerausschuß zu besäßen. Zu diesem Zweck ist von der städtischen Verwaltung nach weiteren Verhandlungen im Theaterausschuß und einem Unterausschuß dem Stadtrat ein neuer Theatervoranschlag vorgelegt worden, der bei Durchführung der äußersten, noch vertretbaren Einsparungen mit einem Betriebszuschuß von 1100000 RM. abschließt. Dieser Theatervoranschlag ist in der Sitzung des Stadtrats vom 28. November abgelehnt worden. Ein Beschluß über einen dem Bürgerausschuß vorzulegenden Theatervoranschlag ist demnach nicht zustande gekommen. Es bleibt also bei dem durch den Beschluß des Bürgerausschusses vom 15. November geschaffenen Rechtszustand, wonach der Theatervoranschlag für das nächste Spieljahr abgelehnt ist. Vorbereitungen für die nächste Spielzeit — insbesondere der Abschluß neuer Verträge — sind daher nicht möglich. Es müssen vielmehr nun diejenigen Maßnahmen getroffen werden, die erforderlich sind, um den Betrieb des Theaters mit Ablauf der Spielzeit 1929/30 zu schließen.“

Beigeordneter Zoepf bringt die Vorlage ein. Dann nimmt das Wort

neht, auf dem Wege von Verhandlungen die Parteien auf eine gemeinsame Basis zu führen. Nachdem diese bis in die allerletzten Tage hinein geführten Verhandlungen zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt haben, muß ich aus dem Wege der Fraktionen und des parlamentarischen Haushandes herausstreten und der Öffentlichkeit, die wohl auch ein Anrecht darauf hat, sagen, was der Oberbürgermeister zu der Sache denkt. Es scheint mir dies um so mehr am Platze zu sein, als die Krankheit, die unser Nationaltheater befallen hat, in das entscheidende Stadium der Krise eingetreten ist und bei der Bedeutung unseres Theaters für das kulturelle und auch wirtschaftliche Leben der Stadt eine stadtpolitische Entscheidung von außerordentlicher Tragweite herangereift ist. Dazu kommt noch, daß in den letzten Tagen zahlreiche Unrichtigkeiten in der Öffentlichkeit verbreitet worden sind, denen die Verwaltung entgegentreten ist.

Gestatten Sie, daß ich zunächst den

Hergang der Theateraffäre

rekapituliere. Die Verabschiedung des Theateretats hat bei den allgemeinen Ratberatungen in den letzten Jahren außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Von allen Seiten dieses Hauses sind Ersparniswünsche geltend gemacht worden. Ich habe darum selbst die Initiative zu einer eingehenden Bearbeitung der Theaterangelegenheit ergriffen mit dem Ziele, wesentliche Einsparungen durchzusehen. Die Vorbereitungsarbeit für die Erörterung dieser Angelegenheit ist von meinen Mitarbeitern und mir in einer so umfassenden Weise geleistet worden, daß man ohne Übertreibung sagen kann, daß wohl kaum irgendwo in Deutschland, und ganz sicher nicht in Mannheim, die Rationalisierungsmöglichkeiten für einen öffentlichen Theaterbetrieb so ernsthaft und so eingehend geprüft worden sind, wie dies gerade hier der Fall war. Wochenlange Arbeiten und Beratungen lagen der Denkschrift zugrunde, die dem Theaterausschuß Mitte September d. J. bekanntgegeben worden ist. Im Theaterausschuß selbst, an dessen Beratungen, außer den in Frage kommenden Bürgermeistern und Beamten, drei Vertreter der sozialdemokratischen Fraktion, zwei Vertreter des Zentrums, zwei Vertreter der Volkspartei, zwei Vertreter der Demokraten, ein Vertreter der Arbeitsgemeinschaft und ein Vertreter der Kommunisten teilnahmen, wurde eine überaus wertvolle fachliche Arbeit im schönsten Einvernehmen geleistet.

Nachdem man sich darüber einig geworden war, daß ein Zusammengehen mit Heidelberg aus wirtschaftlichen Gründen nicht in Betracht kommen könne, und daß die bei einem Bezug des Schauspiels von Karlsruhe oder Darmstadt zu erzielende Einsparung die Aufgabe des eigenen Schauspiels nicht rechtfertigen könne, wurden in einem Unterausschuß die Möglichkeiten der Ersparnisse im eigenen Betrieb behandelt und auch darüber ein völliges Einvernehmen erzielt. Am 8. Oktober 1929 hat der Theaterausschuß einstimmig folgenden Beschluß gefasst:

„Dem Stadtrat und Bürgerausschuß ist eine Vorlage zu unterbreiten, wonach der Theaterbetrieb aufrecht erhalten wird und durch Einsparungen dafür Sorge zu tragen ist, daß der Betriebszuschuß bei Annahme einer Einnahme von 1220000 RM. 1150000 RM. nicht überschreiten darf. Die Genehmigung soll für 3 Jahre erbeten werden, um von den einjährigen Verpflichtungen loszukommen.“

Oberbürgermeister Dr. Heimerich:

Es scheint mir am Platze zu sein, der Stadtratserklärung, die Sie eben gehört haben, einige persönliche Worte anzufügen. Ich habe mich bisher absichtlich in der Öffentlichkeit zurückgehalten, weil es mir nicht Sache des Oberbürgermeisters zu sein scheint, seine persönliche Stellungnahme prämoniert zum Ausdruck zu bringen, solange für ihn noch die Möglichkeit be-

Nachlaß Heimerich

NBLZ

Bereits am 10. Oktober hat sich der Stadtrat
der Stadt Guntersblum
auf die Gründung eines
Theaterauschusses bejaht.

14.12.1929

NBLZ Nr. 635

Bereits am 10. Oktober hat sich der Stadtrat mit diesem Gutachten des Theaterausschusses beschäftigt. Auch im Stadtrat hat sich eine erhebliche Mehrheit für den Vorschlag des Theaterausschusses ergeben; nur vier Stimmen waren dagegen, einige enthielten sich der Stimme. Ähnliches galt auch noch für die Stadtratsitzung vom 4. November 1929, in der der Wortlaut der Bürgerausschussvorlage über die Fortführung des Theaterbetriebes genehmigt wurde. Die entscheidenden Schwierigkeiten ergaben sich erst in den Fraktionssitzungen des Bürgerausschusses in der ersten Novemberhälfte. Diezensurfrage tauchte zum ersten Male in der Sitzung eines vom Stadtrat eingesetzten Unterausschusses für Personalangelegenheiten beim Nationaltheater am 2. November 1929 auf; bei den Beratungen im Theaterausschuss hatte sie noch keine Rolle gespielt.

Nach dem ebenso denkwürdigen wie merkwürdigen Bürgerausschussschluss vom 15. November ds. Js., mit dem die Ausrechterhaltung des Theaterbetriebs mit seinen drei Spielgattungen beschlossen, die Mittel hierfür aber verwieget wurden, wurde zunächst von der Verwaltung eine eingehende Prüfung der Rechtslage vorgenommen, die ergab, daß dieser Beschluß eine Fortführung des Theater-

betriebs und insbesondere den Abschluß von Engagementsverträgen nicht zulasse. Es mußte deshalb der Versuch gemacht werden,

auf neuer Basis eine Einigung

herbeizuführen. In zahllosen Einzelverhandlungen wurde dieser Versuch unternommen; zwei Sitzungen des Theaterausschusses, eine Unterausschusssitzung und zwei Sitzungen des Stadtrats haben sich mit der neuen Situation beschäftigt. Die Verwaltung hat die verschiedensten Vorschläge gemacht und Brüden zwischen den Fraktionen zu schlagen versucht. Insbesondere wurde von mir der längst in Vergessenheit geratene Beschluß des Stadtrats vom 19. April 1923 ausgegraben, der eine gewisse Kontrolle des Spielplanes durch die Theaterkommission ermöglicht; außerdem wurde der Theaterat nochmals einer Durcharbeitung unterzogen, wobei, teilweise gegen den Widerspruch des Intendanten, der die Verantwortung nicht mehr glaubte übernehmen zu können, weitere Abstriche in Höhe von 50 000 RM. auf der Ausgabe Seite erfolgten. Schließlich konnte auch der

Rücktritt des Intendanten

bereits von der nächsten Spielzeit ab angeboten werden, da der Intendant in durchaus vornehmer Weise die Erklärung abgegeben hatte, daß seine Person bei der Lösung der Theaterkrise kein Hindernis sein solle. Alles halb aber nichts. Die Einigung unter den Parteien konnte nicht erreicht werden, so daß der Stadtrat am 28. November den neuen Vorschlag der Verwaltung, der auf einen ermäßigten Betriebszuschuß von 1 100 000 RM. lautete, mit 11 gegen 6 Stimmen, bei 11 Stimmenthaltungen ablehnte. Dieser Beschluß hat dann zu der Stadtratsmitteilung geführt, die Ihnen hier bekanntgegeben wurde.

Was ist nun zu diesen Vorgängen zu sagen? Zwei Fraktionen haben die

Fortführung des Theaters und den Theater-Etat aus weltanschaulichen Gründen abgelehnt.

Ich habe Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung und bin auch der Meinung, daß auf Weltanschauungen größtmögliche Rücksicht genommen werden müßt. Aber in einer Stadt und in einer Zeit, in der die verschiedenen Meinungen und Weltanschauungen bestehen, kann das nur im Rahmen des Ganzen erfolgen. Ich habe wiederholt der Meinung Ausdruck gegeben, daß ein städtisches Theater mit Takt und gutem Geschmack geführt werden müßt, und daß es nicht gerade notwendig ist, jedes Reportagestück, das in Berlin seine Zuschauer findet, auch in Mannheim aufzuführen. Aber die Behandlung der Zeitprobleme, die mit der Ausgabe des Theaters immer aufs engste verbunden war, kann man nicht ausschließen. Das Vorrecht einer Minderheit des Theaterausschusses ist schon nach demokratischen Grundsätzen unmöglich, und hat den heftigsten Widerstand aller anderen Fraktionen des Bürgerausschusses gefunden. Ich glaube,

dass man bei gutem Willen auf allen Seiten einen Weg finden könnte, um einen Spielplan zu erreichen, der keinen vergewaltigt, und welche u. a. darauf hin, daß heute schon der Meter bis zu 6 Stücke, deren Richtung ihm nicht paßt, mit anderen vertauschen kann. Ich kann aber nicht begreifen, daß man infolge von Unzulänglichkeiten über die Spielplangestaltung ein so ehrenwürdiges Institut, wie das Mannheimer National-Theater, überhaupt zur Schließung bringen will und den Theaterat ablehnt. Gilt nach dem berücksichtigten Rezept des ehemaligen Reichskanzlers Michaelis für jede Partei etwa nur Theaterkultur „wie ich sie verstehe“ und muß dem „Fidesio“ und 60 oder 70 zeitlos wertvollen Stücken, die über unsere Bühne gehen, deshalb das Mannheimer Lebenslicht ausgeblassen werden, weil 3 oder 4 Stücke von der einen oder anderen Gruppe abgelehnt werden? Erinnert das nicht ein wenig an

den Bären in der Fabel, der durch einen Steinwurf die Fliege am Kopfe des schlafenden Menschen verscheuchen wollte? (Beispiel.)

Und nun ein Wort zu den führenden Rechnern, die dem Theater einen Betriebszuschuß von 1 Million äußerstens bewilligen wollen, aber von bestimmten Einnahmen dabei überhaupt nicht ausgehen. Diesem Vorschlag liegt die Idee

der Verpachtung des Theaters

zugrunde, die ja von einem Redner schon bei den allgemeinen Etatberatungen in diesem Jahre vertreten wurde. Man hat mittlerweile eingeschenkt, daß die Verpachtung der Oper unter den heutigen Zeitverhältnissen nicht möglich ist, aber man ist von der Idee doch noch nicht ganz los gekommen und denkt anscheinend an eine Art Verpachtung des Theaters durch das Parlament an die Verwaltung. „Du Verwaltung kommst eine Million Buschus, mach dann, was du willst, ich n. a. als darfst du mir kein höheres Defizit präsentieren und ein gutes Theater wollen wir natürlich auch haben; Einzelheiten stimmen uns nicht“. (Ironische Burse.)

Dieser Standpunkt ist nicht nur rechtlich unmöglich, will er den fundamentalen Grundsätzen der städtischen Haushaltsgabekehr widerstreiten, die nach geschichtlicher Vorrichtung auf Clets mit bestimmten Einnahmen und Ausgaben aufgebaut ist, sondern er ist auch bequem, weil er seine Urheber der Mühe überhebt. Einzelvorschläge zu machen und weit et die Verantwortung lediglich der Verwaltung zuzuschreiben. Die Verwaltung hat mit aller Kraft auf Grund genauer Einzeluntersuchungen auf eine

Verminderung des Zuschußbedarfs

hingearbeitet. Wenn in der Abendausgabe der Neuen Mannheimer Zeitung vom Dienstag, den 10. Dezember, von einem vollsparteilichen Einsender bezeichnet wird, daß bei der Verwaltung die rechtliche Absicht bestanden habe, das Theater mit einem weiter geminderten Zuschuß fortzuführen, so muß ich eine solche durch nichts begründete Unterstellung auch namens meiner Mitarbeiter auf das schärfste zurückweisen. (Lebhafte Zustimmung.)

Auch die übrigen Ausführungen des Einsenders richten sich durch einen weitgehenden Mangel an Sachkenntnis aus. Die Verwaltung glaubt, mit dem Vorschlag eines Betriebszuschusses von 1 100 000 RM. bis an die äußerste Grenze der im Augenblick vertretbaren Einsparungen gegangen zu sein. Es sind zwar in einem Unterausschuss noch weitergehende Einsparungsvorschläge gemacht und durchgearbeitet worden. Sie bezeichnen aber so erheblichen sozialen und betrieblichen Bedenken, daß sie eine Mehrheit niemals gefunden hätten. Wir glaubten, es insbesondere nicht verantworten zu können, die verdienten Mitglieder des Nationaltheaters, die nach dem Einsparungsprogramm fünfzig schon auf die Überspielgelder verzichten müssen, auch noch die Gagen, bei denen es sich in keinem Falle um Sargagen handelt, wesentlich herabzusetzen. Im übrigen kann nicht nur auf die Ausgabeseite, sondern muß auch auf die Einnahmeseite gesehen werden. Wenn unser Theater ein Kulturtheater bleiben, ein gewisses Niveau behalten soll und nicht das Niveau eingezangen werden will, daß die Einnahmen rückläufig sein, kann unter gewissen Auswendungen nicht herausgekommen werden.

„Sie ganz, Sie alle“, das ist der Kaufmann seit, ist eine Wahrnehmungsermittlung,

wenn uns auf der Einnahmeseite auch nur 100 000 RM. fehlen! Schließlich darf ich noch darauf hinweisen, daß schon mancher Kaufmann eine allzu radikale und vorschnelle Rationalisierung bereut hat.

Wir bauen jetzt nach unserem Sparprogramm 21 Personen beim Theater ab. Wir sind durchaus bereit, zu prüfen, ob sich später vielleicht weitere Ausgabeinschränkungen ermöglichen lassen, wie ich überhaupt die Aussöhnung vertrete, daß die Theatererörterung in den deutschen Städten und Ländern

NBL

Weitergehen wird und uns in
Lösungen stellen kann. Das
eine Dauer ist die leisten
finanziellen Schädigungen der
Es muß die Entscheidung auf
lich einmal, wenigen auf e
Richtie zu beenden.

NBLZ

Nr. 635

14. 12. 1929

weitergehen wird und uns in einigen Jahren wieder vor neue Lösungen stellen kann. Das bedeutet aber nicht, daß wir uns eine Dauerkrise leisten können, wie sie hier mit allerlei finanziellen Schädigungen der Stadt schon seit Jahren besteht. Es muß die Entschlusskraft gefunden werden, diese Krise endlich einmal, wenigstens auf eine gewisse Zeit, in vernünftiger Weise zu beenden.

Wenn dieser Weg heute nicht gefunden wird, dann sind schwere Schädigungen der Stadt nicht zu vermeiden. Die Mannheimer sind den Kampf um ihr Theater gewohnt. Der Kampf ist immer noch so ausgegangen, daß das Theater erhalten geblieben ist. Keiner wollte darum auch diesmal ernstlich daran glauben, daß das Nationaltheater seine Pforten schließen könnte. Aber nun ist es ernst. Die Mannheimer können dem Tode ihres Theaters gradezu in die Augen schauen. Ich glaube, es ist richtig, daß der volle Ernst der Situation einmal den beteiligten städtischen Stellen, dem Personal des Theaters, der Regierung in Karlsruhe, die sich in Schweigen gehüllt hat, und auch den anderen Städten im Reich ganz tief bewußt geworden ist, damit die Verantwortung jedes einzelnen eine Stärkung erfährt. Aber es wäre doch ein nicht wieder gut zu machender Schaden für unsere Stadt, wenn gerade unser Theater ein Opfer des finalisierten Drucks und der Parteikämpfe würde.

Viele Mannheimer, darunter auch manche Stadtverordnete, scheinen sich über die

Folgen einer Schließung des Nationaltheaters noch nicht völlig klar zu sein.

Es ist freilich nicht richtig, daß, wie in der Oeffentlichkeit teilweise verlautete, die Weiterführung des Theaters nur 200 000 RM. mehr kostet als die Schließung. Die Fortführung des Theaters kostet nach dem letzten Vorschlag der Verwaltung einschließlich der festen städtischen Leistungen für Gebäudeunterhalt, Ruheschecks und dergl. rund 1 600 000 RM., während bei der Schließung uns Aufwendungen in Höhe von mindestens 900 000 RM. verbreiten. Ich muß aber betonen, daß der Betrag von 900 000 RM. so außerordentlich gering geschätzt ist, daß er auf Jahre hinaus als Mindestbetrag auch dann verbleibt, wenn man gewisse Einnahmen aus dem Orchester und durch gelegentliche Vermietung des Theatergebäudes in Ansatz bringt. Darüber hinaus haben wir aber auch noch die moralische Verpflichtung, eine Reihe von noch nicht pensionierten Theater- und Chormitgliedern, die über 40 Jahre alt sind, aber vermutlich kein anderes Engagement mehr finden können, in irgendeiner Form zu unterstützen.

Bei dem Theater sind zur Zeit 338 Personen beschäftigt, von denen bei einer Schließung etwa 119 Personenstellenlos werden, während 219 von der Stadt anderweitig verwendet oder in irgendeiner Form zur Ruhe gesetzt und versorgt werden müssen. Es ist aber ohne weiteres klar, daß die unmittelbare und mittelbare wirtschaftliche Schädigung, die durch eine Schließung des Theaters erwächst, weit über diesen Personenkreis von 338 Menschen hinausreicht, da es auch sonst noch allerlei Kreise gibt, die in ihrer Existenz vom Theaterbetrieb beeinflußt sind, und eine wesentliche wirtschaftliche Schädigung der Stadt insbesondere auch daraus erwächst, daß Mannheim für Fremde aus der näheren und weiteren Umgebung, für Wugreis- und Verkehrsverkehr einen wesentlichen Anziehungspunkt verliert. Wir haben gerade in diesem Jahre mit großer Freude für Mannheim geworben, daß bis jetzt in der Hauptstadt nur als Quadrat- und Theaterstadt bekannt war.

Was sollen wir nach dem Wegfall des Theaters zur Begründung sagen, wenn wir den Ruf „Besuchet Mannheim“ erlösen lassen, ganz zu schweigen von dem ungeheuren Prestigeeverlust, den Mannheim bei einer Schließung seiner berühmten Kunstsäte allerorts in Deutschland, ja auch im Auslande erleiden wird. Aber es ist damit noch nicht genug. Nach dem Wegfall des Nationaltheaters werden private Schauspielbühnen, wahrscheinlich solche der freien Volksbühne und des Bühnenvolksbundes ins Leben gerufen werden und das erste wird sein, daß sie sich mit Zuschüssen an die Stadt wenden. Glauben Sie, solche Zuschriften, um die sich unsere Aufwendungen dann erhöhen werden, etwa verweigern zu können?

Das Orchester, nicht mehr genügend beschäftigt und durch die Konkurrenz der benachbarten Orchester bedrängt, wird seinen Elan und seine künstlerische Qualität bald verlieren, und damit wird ein weiteres berühmtes Mannheimer Institut zugrunde gehen, welches heute das Künstlerische unseres reichen Musiklebens bildet. Ich bin damit bei der

Schweren kulturellen Schädigung der Stadt

angelangt, die eine Schließung des Theaters zur Folge haben wird. Es werden Kirchen und Schulen zur Erhebung und Bildung der Menschen gebaut. Ist nicht auch das Theater eine Stätte der Bildung und Erhebung von vielen? Und steht es nicht trotz aller Spielplankritik immer noch turmhoch über den seichten Dingen, die an allen Straßenecken der Bevölkerung für ihre Minuten angeboten werden? (Sehr richtig!)

Bedenken Sie noch eines. Der einfache Bürger versteht nicht so ganz das Spiel, das hier gespielt wird. Es ist tatsächlich ein wenig Spiel dabei, wenn manche im Parlament sich sagen, die anderen werden es schon bewilligen, wir wollen aber bei unserer Meinung stehen bleiben und zeigen, wie grundsätzlich wir sind. Und es ist auch viel Starrsinn und falsches Prestigegefühl dabei. Man möchte im Innern gerne verschossene Peile in den Nöten zurückholen, aber das hieße ja nachgeben und sich schwach zeigen. Schließlich scheint aus den Landtagswahlen noch ein wenig Wahl statt im Innern übriggeblieben zu sein, denn ich kann doch nicht annehmen, daß schon ein Jahr vor den nächsten Gemeindewahlen schon mit dem Wahlaufmarsch begonnen wird.

Wollen wir denn nicht diesem grausamen Spiel, das letztlich die Bürgerschaft belastet, das nur unnötige Ausgaben verursacht und Verwirrung sät, nunmehr ein Ende machen? Die Verwaltung ist der Meinung, daß im gegenwärtigen Augenblick

eine weitere Verkürzung des Betriebszuschusses von 1.1 Millionen RM. nicht vertretbar ist.

Es gibt Fraktionen in diesem Hause, die der Meinung sind, daß schon diese Verkürzung zu weit geht und daß unter dem Betrag von 1 150 000 RM. nicht heruntergegangen werden soll. Die Volkspartei würde, wie kürzlich gesagt wurde, eventuell auf den Betrag von 1 050 000 RM. heraufzugehen bereit sein. Kann man sich denn da nicht in der Mitte treffen und sich auf den Vorschlag der Verwaltung einigen, wobei sich die Verwaltung bereit erklärt, weitere Ersparnismöglichkeiten zu prüfen?

Im übrigen hängt ja die wirtschaftliche und geistige Führung eines Theaters im wesentlichen von seinem Leiter ab. Es muß zwischen der Bürgerschaft, den städtischen Körperschaften und dem Leiter des Theaters, wenn auch vielleicht keine völlige Übereinstimmung in allen Punkten, so doch ein Vertrauensverhältnis bestehen. Ist dieses Vertrauensver-

hältnis nicht wieder herstellbar, dann muß eben ein Wechsel in der Person des Intendanten eintreten, wozu ja auch der Intendant selbst die Hand bietet.

Ich habe, das wird mir jeder, der die Verhältnisse kennt, bestätigen müssen, mit einer ungeheueren Geduld, wochen-, ja monatelang versucht, einer vernünftigen Verständigung die Wege zu ebnen. In Ihrer Hand liegt es, den Streit zu beenden, bevor er sich wie ein ungeheuerer Brand auf alle Kreise der Bürgerschaft selbst ausdehnt, denn seien Sie überzeugt, so leicht gibt der Mannheimer sein Nationaltheater nicht verloren. (Bravorufe und Händeschütteln, auch auf den Tribünen.)

NBL2

NBLZ

Die Lösung:

Initiationsantrag der Demosraten
Dann gab Dr. Heimerich bekannt, daß Seiten
Pratischen Gräfinnen f.
den min.

NBLZ

Nr. 635

14.12.1929

Die Lösung:

Initiativantrag der Demosraten.

Dann gab Dr. Heimerich bekannt, daß seitens der demokratischen Fraktion folgender Initiativantrag, den wir schon in einem Teil unserer gestrigen Abendausgabe veröffentlichten, eingebracht sei:

„Unter Aufrechterhaltung des Theaterbetriebs mit den drei Spielgattungen — Schauspiel, Oper, Operette — und unter Zugrundelegung des beiliegenden Voranschlags wird bestimmt, daß bei Erreichung einer Einnahmesumme von 1 220 000 RM. der jährliche Betriebsszuschuß von 1 100 000 RM. nicht überschritten werden darf; Anordnungen in diesem Sinne können nur auf die Dauer von drei Spielzeiten, gerechnet vom September 1930 an, getroffen werden.“

Stv. Dr. Wolfhard (Dem.):

Es ist vielleicht ein Glück, daß wir das Jubiläum des Mannheimer Nationaltheaters an dem richtigen Zeitpunkt seiner Errichtung gefeiert haben, sonst wäre es vielleicht mitten in der Krise des Theaters gestanden. Vor hundertfünfzig Jahren, am 16. Dezember ist erstmals Goethes „Clavigo“ über die Bretter gegangen, einen Monat vorher Lessings „Minna von Barnhelm“. Ich brauche nicht erst daran zu erinnern, daß im Jahre 1787 in Mannheim Schillers künstlerische Mission ihren Anfang nahm. Wenn diese Feierlichkeiten des 150jährigen Jubiläums an uns vorübergerauscht sind, so müssen wir uns fragen, haben wir ein Recht gehabt, dieses Jubiläum zu feiern, wenn berechnende Mitglieder des Bürgerausschusses nach so kurzer Zeit an Stelle der idealen Begeisterung, an der sie teilgenommen haben, nun den kalten Rechenstift ansehen? Am letzten Sonntag in der Kundgebung ist der Ruf hinaus gegangen: Das Theater in Gefahr! Es war nicht bloß ein Schreckruf. Die eindringlichen Worte, die der Oberbürgermeister an Sie gerichtet hat, haben das gleiche Echo hervorgerufen wie diese große Kundgebung im Nibelungenaal. Uns erschüttet bange Sorge um das Schicksal des Nationaltheaters. Es ist diesmal nicht die Sorge, die alljährlich bei der Beratung des Etats an uns herantritt, sondern sie ist eine akute Frage, die gewissermaßen zu einer Notlösung führen muß.

Meine Damen und Herren! Die Mannheimer haben wegen ihrer innigen Beziehungen zum Theater manches Schöne und Gute und auch manches Kritische zu hören bekommen. Wir haben heute gelesen, daß im Preußischen Landtag der Finanzminister Hoeppler-Aschoff sich mit dem Mannheimer Theaterproblem vergleichsweise beschäftigt hat. Auch dort handelte es sich wie hier um die Etatsüberschreitung der preußischen Staatstheater. Im Preußischen Landtag war man der Ansicht, daß man es nicht so machen wolle, wie die Stadt Mannheim, die die Theaterzuschüsse einfach gestrichen habe. Dazu würde sich Preußen niemals entschließen. Sie mögen aus diesem Einzelbeispiel sehen, welchen Prestigeverlust, welchen Verlust, in verkehrspolitischer Beziehung durch die Nationaltheaterkrise entstanden ist.

Wir haben unseren Antrag auf Aufrechterhaltung des Theaters mit allen drei Spielgattungen gestellt, nicht als ob damit unsere Partei irgendwelche Wahlgeschäfte oder sonst etwas machen will. Wir haben aus höchster Verantwortlichkeit heraus den schweren Entschluß gefaßt, keinen bedeutet, in kriegerischer Notzeit die Bürgerin fliekt zu machen, daß es notwendig ist, in dieser Zeit das Nationaltheater zu erhalten. Ich darf, bevor ich auf Einzelheiten eingehe, eine Mahnung richten an alle, die mit dem Theater zusammenhängen, an alle Mitglieder des Theaters jeglicher Art. Da das Theater in Gefahr ist, muß all das, was meine Fraktion und andere Fraktionen an der Leitung, am Spielplan und an der Organisation des Theaters auszusehen haben, gesagt werden.

Lassen Sie mich beginnen an unserem Orchester, das vor kurzem sein Jubiläum in Gestalt der 150-Jahrfeier der Akademie gefeiert hat. Wir haben in rauschenden Festakorden gehört, welch großartiges Instrument wir in ihm haben. Und doch muß auch hier ein Wort der Mahnung gesagt werden. Es ist notwendig, daß sich alle Mitglieder des Orchesters, für das wir einen Ausgabebetrag von 560 000 Mark aufwenden, vom Generalmusikdirektor bis herab zum letzten Spieler immer vor Augen halten, daß es höchste Pflicht ist, das Spielensemble auf seiner Höhe zu halten. Nebenverpflichtungen, die wir den Orchestermitgliedern gönnen, dürfen sich nicht irgendwie auf die Spielplangestaltung auswirken. Es muß in erster Linie der Spielplan so gestaltet werden können, daß man Besucher in das Nationaltheater hereinbekommt. Erst in zweiter Linie können dann die Nebenverpflichtungen kommen. Das höchste und wichtigste Rückgrat muß die Vereitschaft für das Nationaltheater, für Mannheim, sein. Obwohl ich stets ein Vorkämpfer für die Durchführung des gewerkschaftlichen Gedankens gewesen bin, freue ich mich über die nicht zu spät gekommene Erklärung, die den Tarifstreit für die Gastspiele in Ludwigshafen nur als prinzipiellen Streit bezeichnet. Ich bin der Meinung, daß wir die Übersicht haben müssen, daß vom obersten Leiter bis herab zum Letzten ein jeder sich seiner Pflicht bewußt ist, daß sie alle bereit sind, über das hinaus auch die Spielmöglichkeiten in der Art zu erfassen, daß die Aufführung der Stücke im Nibelungenaal, die nur mittelmäßige Operettenkräfte erfordern, auch von unserem Ensemble bestritten werden kann.

Das Anpassen des Etats an die Sparmaßnahmen muß in allererster Linie in dem Maß eintreten, daß in der Tat an Ausgaben erkennbar gespart werden muß. Wir müssen es uns in einer Zeit der Not auch gefallen lassen, wenn die Ausstattung der Stücke nicht dem „dernier Cri de Paris oder de Berlin“ entspricht. Es darf nicht vorkommen, daß die teureren Garderoben und teureren Roben nach kurzer Zeit wieder in den Schrank gehängt und der Verstaubung anheim geben werden.

Das sind Mahnungen allgemeiner Art, die ich an diejenigen richte, die im Theater an irgendeinem Platz eine Verantwortung haben. Diese Mahnung muß aber auch an andere ergehen, die in diesem Hause sitzen. Ich darf an die Fraktionen, die nicht zugestimmt haben, ein Wort der Mahnung richten. Ich darf darauf hinweisen, daß die Deutsche Volkspartei und das Zentrum ebenso wie die anderen Fraktionen im Theaterausschuß durch Spezialisten vertreten waren. Wir haben zusammen mit der Verwaltung uns bemüht, alle Vorschläge zu prüfen und keiner von uns hat einen anderen Weg zeigen können, als denselben, den der Beschluß des Stadtrats vom 15. November d. Jahres gezeigt hat. Ich habe aus den Worten des Kollegen Lenel in dieser Sitzung damals einen Ton vermisst, den er bei anderen Gelegenheiten, die auch nicht einfacher Art waren, hat anklingen lassen. Ich darf den Kollegen Lenel an die Worte erinnern, die er machte, als das Hotel gebaut wurde. Er sagte damals, es sei zwecklos, eine Vorlage zu besprechen, wenn man das Vertrauen verliert. Ich richte an ihn heute diese seine eigenen Worte in dieser Theaterfrage. Ich wünsche, daß ein gut Stück des Optimismus, den der Kollege Lenel bei dem Beschluß über die Erbauung des Hotels besessen hat, in der gleichen Weise auch heute bei ihm zum Vorschein kommen möge.

Das Zentrum hat aus weltanschaulichen Gesichtspunkten heraus zu dieser Vorlage einen ablehnenden Standpunkt eingetragen. Es ist durchaus richtig, daß jeder nach seiner Weltanschauung sich ein Theater wünscht. Das ist nicht möglich, wenn nur eine Kulturbühne da ist. Aus demselben Grunde ist es nicht möglich, die verschiedenen Weltanschauungen auf einen Komponenten zu bringen. Ich darf auf die Beziehungen hinweisen, die die katholische Kirche gerade am Beginn der deutschen Schauspielkunst zu den Mysterienspielen besaß und darauf, daß es die katholischen Länder sind, die ein Überflößum der Fastnachtsfreude an den Fastnachtstagen durchaus zulassen, weil auf den Fastnachtsdienstag der Aschermittwoch folgt, der Tage der Reue, der Selbstzerknirschung.

Auch die Kommunisten haben erklärt, zur Krisis des Theaters kein Verhältnis zu haben. Ich habe mich darüber gewundert,

NBL 2

weil die Kommunisten in Leningrad und
eine ganz bedeutende Theaterkultur habe
Berehrer bessern, was die Kommunisten
Films und des Theaters darstellt habe
stellungen, die Bißcator vor ja diesen For
sprüngungen nachstellt, mit dem Ernst von
Büchtungen erfordern. Sie können als M
personen, doch keine T

14.12.1929

NBLZ

weil die Kommunisten in Leningrad und überhaupt in Russland eine ganz bedeutende Theaterkultur haben. Ich bin sogar ein Verehrer dessen, was die Kommunisten auf dem Gebiete des Films und des Theaters dargestellt haben. Ich habe die Vorstellungen, die Piscator, der ja diesen kommunistischen Kulturstromen nahesteht, mit dem Ernst angesehen, den seine Vorlesungen erfordern. Sie können als Minderheitspartei nicht verlangen, daß diese Theaterkultur nun unser Theater beherrschen soll. Man wird über die Wertung der Stücke von Toller verschiedener Meinung sein. Aber jeder, der ernstlich prüft, wird erkennen müssen, daß sie wertvolles Kulturgut sind. Sie haben im Ablauf des Theaterjahres auch vorübergehend Stücke zu sehen bekommen, die von Ihrem Standpunkt aus zum mindesten als ein Fortschritt auf dem Wege der Ideale, denen sie dienen, angesehen werden müssen. Ich meine, es sollte heute einflingen das, was am letzten Sonntag Rechtsanwalt Gentil, ein Bürgermeister Stadt gesagt hat, daß das Theater eine Sache sei, die weit über die Fraktionsverbände hinaus gehe, wie die ganze Mannheimer Bevölkerung erfasse.

Der bekannte Berliner Theaterkritiker Julius Bab hat über das Mannheimer Theater und über die Liebe der Mannheimer Bevölkerung zu ihrem Theater Worte des Lobes gesprochen. Wer solches Lob erhalten hat, der hat Verpflichtungen schwerster Art. Die Zahlen sind an ihm vorübergetauscht, die entstehen, wenn der Betrieb eingestellt wird. Es wird der anstrengendsten Arbeit der nächsten Jahre bedürfen, um den Prestigeverlust, den Mannheim schon durch seine Theaterkrise erlitten hat, wieder gutzumachen. Das Theater muß endlich aus der Krise in mittlerer Fertigkeit herausgelöst werden. Ich bin der Meinung, daß das, was unsere Vorfahren an dieser Stelle aufgebaut haben, erhalten bleiben muß, eingedenkt der Schlussstrophen zu einem Epilog zu Schillers „Wallenstein“, der anlässlich einer Wallenstein-Aufführung im Mannheimer Nationaltheater im Jahre 1829 gesprochen wurde:

So lang Gott Rhenus diese Stadt bespült,
Soll sie der Künste schöne Heimat sein,
So lang ein Herz in Deutschlands Gauen fühlt,
Soll segnend ihrer Wohlfahrt es sich freuen!
Wie meine Kinder dieses Fest gefeiert,
Werd einst von würd'gen Enkeln es erneuert!

Ich hoffe, daß sich viele würdige Enkel in diesem Bürgerausschuß finden werden, die bereit sind, diese ehrenwürdige Kunstsäte über das Jubiläumsjahr hinaus zu erhalten. (Lebhafte Beifall.)

Dann nahm das Wort

Beigeordneter Zoepffel:

Er wies darauf hin, daß in einem Artikel in der Abendnummer der Neuen Mannheimer Zeitung vom letzten Dienstag, den 10. Dezember „zur Mannheimer Theaterfrage“ der Etat des Darmstädter Theaters als Beweis dafür angeführt wird, daß mit einem Gesamtzuschuß von 1500 000 RM. auszukommen sei. Allein nach den vom Darmstadter Landestheater selbst gelieferten Zahlen hat dort nach dem Rechnungsergebnis der Gesamtzuschuß für 1928/29 1614 516 RM. betragen; also gerade die 100 000 RM. mehr, die beim heutigen Nationaltheater streitig sind.

Weiter wird in dem Artikel ausgeführt, daß die persönlichen Ausgaben ausschließlich derjenigen für Ruhe- und Unterhaltungsgehälter nach dem Rechnungsergebnis betragen hätten: für Darmstadt 1613 000 RM., für Mannheim 1932 820 RM., so daß sich zuungunsten Mannheims ein Mehrbetrag von 320 000 RM. ergäbe.

Die richtigen Zahlen sind die folgenden: Mannheim 2095 967 RM., Darmstadt 1795 986 RM., für Mannheim also mehr 299 981 RM. Von diesem Mehrbetrag an persönlichen Ausgaben von rund 300 000 RM. in Mannheim entfallen allein 158 000 RM. auf das Orchester, das in Mannheim wesentlich höher besoldet ist als in Darmstadt; 13 000 RM. auf Chor und Tanz und 98 000 RM. auf das Solo. Nach der Durchführung der in Aussicht genommenen Einsparungen in Höhe von 56 000 RM. beim Solo wird sich

dieser Unterschied auf 42 000 RM. verringern. In verschiedenen Posten weist dagegen Darmstadt höhere Ausgaben auf als Mannheim, so auf die Verwaltung 24 000 RM., bei der Verwaltung 500 RM., bei den Gastspielen 17 000 RM. Günstiger als Mannheim steht Darmstadt beim Sachaufwand. Der gesamte Sachaufwand beträgt in Mannheim 730 000 RM., in Darmstadt 329 000 RM., also in Mannheim mehr 401 000 RM. Hierin sind aber allein für Unterhalt des Theatergebäudes in Mannheim 220 000 RM. gegen rund 60 000 RM. in Darmstadt enthalten.

In dem Artikel werden bei den Sachausgaben besonders hervorgehoben die geringeren Auswendungen Darmstadts für Urheberanteile. Allein diese Ausgabe ist zwangsläufig. Der Urheberanteil besteht in einem bestimmten Prozentsatz der Roheinnahme, wächst also mit dieser. Die Forderung nach einer Verminderung der Ausgabe für Urheberanteil würde also tatsächlich die Forderung nach einer Verringerung der Einnahmen bedeuten.

Auf die Tatsache, daß die Einnahmen in Mannheim, verglichen mit denen der Nachbarbühnen immer noch recht günstig sind, ist schon wiederholt hingewiesen worden. Diese Einnahmen betragen im Rechnungsjahr 1928/29 in Mannheim nach dem Rechnungsergebnis 1 209 000 RM., in Karlsruhe voranschlagsmäßig 840 000 RM. und in Stuttgart voranschlagsmäßig 1 493 000 RM.

Wenn man berücksichtigt, daß die Einwohnerzahl Stuttgarts so viel größer ist als die Mannheims, und daß Stuttgart über zwei vorzüglich eingerichtete, moderne Häuser verfügt, so ist auch im Vergleich zu Stuttgart die Mannheimer Einnahme recht günstig.

Warum steigen sich die Theaterzuschüsse?

Hieran knüpft Redner noch einige Bemerkungen zu den Gründen für die Steigerung der Theaterzuschüsse: Der Präsident der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, Herr Wallauer, hat in seiner Ansprache bei der Kundgebung vom letzten Sonntag auf die hohen Ausgaben für die Verwaltung und auf die in vielen Fällen unzweckmäßigen Auswendungen für Ausstattungen hingewiesen. Diese Bemerkungen treffen jedenfalls für das Mannheimer Nationaltheater nicht zu. In dem dem Bürgerausschuß für 1930/31 vorgelegten Etatsentwurf ist der Aufwand für die Verwaltung einschließlich der Kasse und des Haupersonals (Pfortner, Hausmeister, Hausdiener, Bürodiener und Büzfrauen) auf 80000 RM. angelegt. Bei einem Personalaufwand von 1931 000 RM. beträgt sonach der Aufwand für die Verwaltung nur 4%. Für Ausstattung sind im Entwurf des Voranschlags für 1930/31 vorgesehen 60000 RM. Hiervon gehen ab für moderne Garderobe und Kostüme etwa 17000 RM. Der dann noch verbleibende Rest von etwa 43000 RM. gestattet wirklich nicht die Entfaltung eines besonderen Luxus bei den Ausstattungen. Die wirklichen Gründe für die starke Erhöhung der Theaterzuschüsse werden von Herrn Wallauer nicht genannt. Sie sind abgesehen von den allgemeinen Gründen wirtschaftlicher Natur, in dem außerordentlich starken Anwachsen einer Reihe von Personalausgaben zu suchen. Hierfür nur einige Vergleichszahlen für Mannheim für die Spieljahre 1913/14 und 1928/29 nach dem Rechnungsergebnis:

	1913/14	1928/29	%
1. Solo	484 785 M.	621 762 RM.	mehr 28,25
2. Chor	112 197 M.	181 434 RM.	mehr 61,7
3. Orchester	209 838 M.	550 770 RM.	mehr 162,5
4. Technisches Personal, Arbeiter.	118 875 M.	321 830 RM.	mehr 170,7

Hieraus ergibt sich, daß die Auswendungen für das Orchester und das technische Personal besonders stark gestiegen sind. In einem starken Abstand folgt der Chor, zuletzt kommt das Solo. Das Solo hat also seine Bezüge, durchschnittlich gesehen, nicht einmal der Geldentwertung angeglichen können.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich ausdrücklich hervorheben, daß Verbesserungen in der Entlohnung des technischen Personals, der Mitglieder von Orchester und Chor gegenüber der Vorkriegszeit durchaus angebracht waren, weil die Bezüge in vielen Fällen zu niedrig waren. Jedenfalls zeigen diese Zahlen, daß ein starkes Anwachsen der Theaterzuschüsse unvermeidlich ist. Im Spieljahr 1913/14 betrug der Betriebszuschuß für das Mannheimer Nationaltheater 585 000 Mark. Bleibt man die aus der Geldentwertung und dem eben dargelegten Ansteigen der persönlichen Ausgaben sich zwangsläufig ergebenden Erhöhungen in Betracht, so kommt man auf Zuschußbeträge, die über den tatsächlich angeforderten liegen müssten, wenn es nicht gelungen wäre, auch die Einnahmen wesentlich — um etwa 58 Prozent — zu erhöhen.

NBLZ

ben bisherigen Erörterungen über das Thema
weltanschauliche Fragen
mit hineingespielt. Es ist die Aufführung einer
Glieder von einer Seite beanstandet, und es sind
gewidert worden, um solche Aufführungen für die
verhindern. Eine besondere Rolle hat dabei die
Herrn Gentenbant gewie-

419

NBLZ

Nr. 635

14.12.1929

In den bisherigen Erörterungen über das Theater haben
weltanschauliche Fragen

mit hineingespielt. Es ist die Aufführung einer Reihe von Stücken von einer Seite beanstandet, und es sind Maßnahmen gefordert worden, um solche Aufführungen für die Zukunft zu verhindern. Eine besondere Rolle hat dabei die Absicht des Herrn Intendanten gespielt, „Chankali“ von Wolff, aufzuführen zu lassen. Nun kann man selbstverständlich zu dem in

„Chankali“ behandelten Problem in verschiedener Weise Stellung nehmen. Ein diesbezüglich ernste und für weite Volkskreise sehr bedeutungsvolle Problem behandelndes Stück wird aber doch nur dann für das Theater abgelehnt werden können, wenn es durch die Art der Darstellung das littliche Empfinden verletzt. Das trifft auf „Chankali“ nicht zu. Es handelt sich dabei um ein hochstehendes Werk eines ernsten Künstlers, der mit anderen Werken bereits Anerkennung gefunden hat, und der auch in Mannheim nicht unbekannt ist.

Die Sprecher der Fraktionen.

Stv. Lenel (D. Bp.):

stellt eingangs seiner Aussführungen die Situation dar, wie sie sich nach der letzten Bürgerausschusssitzung ergeben hat: Das Haus hat sich mit Mehrheit für die Fortführung des Theaters ausgesprochen, es hat in seiner Mehrheit auch Mittel bewilligt, aber nicht die Mittel, die nach dem damaligen Voranschlag zur Fortsetzung des Theaters als unbedingt notwendig gefordert wurden. Man könne also schlechterdings nicht sagen, daß keine Bereitwilligkeit vorhanden war, Mittel zur Fortführung des Theaters zur Verfügung zu stellen. Die Voraussetzung des Zentrums zu seiner eventuellen Bereitwilligkeit zur Mittelbewilligung (Einflussnahme bei der Auswahl von Stücken) sei abzulehnen, weil man nicht einer Weltanschauung ein so wichtiges Reservat zuerkennen könne. Auch er sei durchaus der Ansicht des Oberbürgermeisters, daß das Theater ein Stück notwendiger Kultur ist, die in immer weitere Volkskreise hineingetragen werden müsse, daß diese Pflicht vielleicht noch höher steht als die Pflicht, die Belange der Wirtschaft zu fördern. Aber weder Kultur noch soziale Belange können wachsen und gediehen in einem lustleeren Raum. Nicht, als ob er kein Vertrauen zu Mannheim und seiner Zukunft habe, aber es sei zu fürchten, daß man hier Maßnahmen beschließe, die den Ertrag unserer Wirtschaft immer ungünstiger beeinflussen. Es handle sich ja im Grunde nicht um die Summe von 150 000 Reichsmark; worauf es hier ankomme, sei, daß all das, was bislang für das Theater gefordert wurde, immer nur auf dem Papier gestanden hat. So wurde der Voranschlag 1925/26 um 200 Prozent, der nächstjährige um 100 Prozent, der von 1927/28 um 40 Prozent und der letzte Voranschlag immer noch um 35,5 Prozent überschritten. Es sei gar kein Verlaß darauf, daß nicht auch das, was jetzt verlangt wird, wieder überschritten wird. Die Vergleichsziffern des Beigeordneten Boeppel könnten nicht in allem zugunsten Mannheims herangezogen werden. Der volksparteiliche Redner weist für seine Fraktion den Verdacht zurück, als ob etwa die Stellungnahme seiner Partei in der Theaterfrage unter dem Gesichtspunkt der nächstjährigen Gemeindewahlen erfolgt sei. Politische Momente sollten hier überhaupt keine Rolle spielen. Man habe es sich in seiner Partei nicht so leicht gemacht wie Herr Gentil im Rosengarten, man habe nicht nur die Theatertreue und die Traditionshiligkeit in den Vordergrund gestellt, unbekümmert darum, wer die Kosten bezahlt.

Fest stehe für ihn, daß das Nationaltheater erhalten bleiben muß. Er glaube, daß der Theaterrat darunter leidet, daß der verantwortliche Leiter des Theaters nicht den Mut hat, mehr Einnahmen herauszubringen, weil er es nicht versteht. Man müsse annehmen, daß die Kräfte, die wir haben, nicht genau heranreiholt werden.

Niemals sei es die Absicht seiner Fraktion gewesen, ältere und verdiente Theaterangehörige durch deren Abbau die Kosten der schlechten Zeiten bezahlen zu lassen. Aber man sei der Ansicht, daß, wenn nicht mehr erreicht werden kann wie jetzt, Ersparungen notwendig seien. Auf detaillierte Vorschläge könne er sich als Nichtfachmann nicht einlassen. Aber es sei sein Zustand, daß hochbezahlte Kräfte sich wochenlang nicht im Theater sehen lassen, weil sie nicht beschäftigt sind.

Zum Schluß betonte Stv. Lenel nochmals die Bereitwilligkeit seiner Freunde, bei Berücksichtigung ihres Standpunktes alles dazu beizutragen, das Nationaltheater zu erhalten.

Oberbürgermeister Dr. Heimerich wies den Vorwurf des Stv. Lenel zurück, er habe seiner Fraktion den Vorwurf des Spiels mit dieser ernsten Situation gemacht. Keiner Partei sei dieser Vorwurf gemacht worden; die Spieler söhnen überall. Die ganze Bürgerschaft habe die Vorgänge als ein Spiel empfunden.

Nach Karlsruhe habe man sich schon lange gewandt, aber ein schriftlicher Bescheid sei noch nicht eingegangen.

Gro. Schneider (Wirtschaftsminister)

Die Wirtschaftspartei hat in der Sitzung v.
mit den Haushalt mit den Haushalt
verlangt, den Haushalt und gleichzeitig die
1930/31 zu behandeln, und einer Rundschau
der Haushalt 1929/30 evtl. mit einer Rundschau
der Haushalt ferner, daß der Haushalt

NBL

14.12.1929

NBL2

Nr. 635

Stv. Schneider (Wirtsch. Bga.)

Die Wirtschaftspartei hat in der Sitzung vom 15. November verlangt, den Theateretat mit den Haushaltungsberatungen 1930/31 zu behandeln, und gleichzeitig Bedenken geäußert, daß der Haushalt 1929/30 evtl. mit einer Nachtragsumlage abschließen könnte. Ferner, daß der Umlagezuschuß 1930/31 nicht über den seitherigen Umlagezuschuß hinausgehen darf, angesichts der denkbart schlechtesten Lage in wirtschaftlicher Beziehung. Demgemäß hat die Wirtschaftspartei die städtische Vorlage bezüglich der Aufrechterhaltung der drei Sparten, auch den gesorderten Zuschuß für das kommende Spieljahr damals abgelehnt. In der Zwischenzeit war der Fraktion Gelegenheit gegeben, bezüglich ihrer Bedenken, Verhandlungen bei dem Herrn Oberbürgermeister anzuhören. Hierzu hielt sich die Fraktion für verpflichtet, angesichts der aus allen Kreisen der Mannheimer Bevölkerung seit der Theaterkrise bezeugten Anteilnahme für die Erhaltung des Mannheimer Theaters. Wohl erwogen wurden auch die finanziellen Auswirkungen, die sich durch Schließung des Theaterbetriebes ergeben. Die Erklärungen des Herrn Oberbürgermeisters haben bezüglich einer Nachtragsumlage 1929/30 unsere Bedenken zerstreut. Auch in bezug auf die Umlage 1930/31 wird das Ziel der Stabilität nach unseren Informationen mit Nachdruck verfolgt.

Parteipolitische Geschäfte sind nicht das Ziel unserer Haltung vom 15. November gewesen, sondern lediglich die finanzielle Frage. Nachdem unsere Bedenken behoben sind, so bleibt, wenn man nicht mit der Tatsache rechnen will, daß das Nationaltheater überhaupt geschlossen wird, kein anderer Weg offen, als dem Theater den Fortbestand zu erhalten, d. h. den Theateretat zu genehmigen. (Bravorufe.) Wir hätten es sehr gewünscht, daß eine Festlegung des Etats auf ein Jahr vorgenommen worden wäre. Wir verlangen wesentliche Einsparungen durch Fällenlassen ungeeigneter Spielarten. Verträge und Abschlüsse mit Künstlern und dem übrigen Personal müssen so betätigt werden, daß nicht wieder durch den Stadtrat einseitige ungünstige Verträge für die Stadt abgeschlossen werden, wie dies beim Orchester und durch Abschluß eines zehnjährigen Vertrages mit dem jetzigen Intendanten durch die Mehrheit des Bürgerausschusses geschehen ist, wodurch die heutige Unmöglichkeit einer größeren Einschränkung entstand.

Nochmals stellen wir das Ersuchen an den Stadtrat, sich an die Landesregierung bezgl. Erhöhung des Landes-Theaterzuschusses zu wenden. Die Theaterkrise in Mannheim liegt zum Teil auch im wirtschaftlichen Rückgang Mannheims, verursacht durch die veränderte geographische Lage als Grenzstadt. Der Stadtrat und die Herren Landtagsabgeordneten im Bürgerausschuß sollen hier eingreifen.

Stv. Dr. Hirschler (Soz.)

Die interessante Mitteilung der Wirtschaftspartei stellt uns vor eine Abstimmungssituation, deren Ergebnis ja vorauszusehen ist, so daß ich nur noch wenig zur Sache sagen kann. Wir waren jedenfalls von einem Kuhhandel, von einem Spiel der Partei ganz unabhängig. In der ganzen Stadt Mannheim wird ein Gefühl der Erleichterung durch die Massen gehen, daß endlich ein Ende mit dem Zustand gemacht wird, der über das parlamentarische Spiel der Parteien zum Ende des Theaters zu führen schien. Ich freue mich darüber, für alle Künstler und Angestellte des Theaters, daß sie endlich ihre Existenz für einige Zeit wieder gesichert sehen. Wir stehen nur noch vor der Frage ja sagen zu müssen, wozu wir uns schon das letzte Mal bereit erklärt haben. Es ist für uns ein großer Unterschied, ob wir ein Volksbad bewilligen oder ein Theater. Im ersten Falle ist es uns ein unbedingtes Bedürfnis zu sagen, beim Theater ist das für uns anders. Und wenn auch einzelne in der Fraktion das Bedürfnis haben, in Beharrung ihres Kulturwillens das Theater aufrecht zu erhalten, so mußte noch nicht die gesamte Fraktion unter allen Umständen dafür eintreten.

Auch die sozialen Rücksichten auf die vielen Angestellten des Theaters zwingen uns ja zu sagen. Dazu kommt, daß mit der Schließung des Theaters ein ganzer Wirtschaftskomplex ausfallen müßte. Wir stehen also unter den gegebenen Verhältnissen zum Theater. Ich möchte sagen, daß die Wirtschaftspartei gut daran getan hat, dem demokratischen Beispiel zu

folgen. Wenn sich dem auch die Volkspartei angeschlossen hätte, so hätte sie dem Willen der Gesamtbürgerschaft mehr entsprochen. Die Verweichung des Kunstreferats mit dem Wirtschaftsreferat scheint einige Verwirrungen in die Reihen der Rechten getragen zu haben. Die Volkspartei gibt ja wohl selbst zu, der Preis den sie abgeschossen hat, mög ein Bumerang sein.

Worum geht nun die Differenz? Die Vergleiche mit anderen Städten beweisen garnichts. Wenn der Intendant uns sagt, was nötig ist, müssen wir das als Vati glauben, oder ein Rezept geben, wie es anders gemacht werden könnte. Ein Wechsel in der persönlichen Leitung würde weder in der Kunst noch in den Finanzen eine Besserung herbeiführen. Ich bin davon überzeugt, daß ein neuer Intendant zunächst eine Erhöhung der Ausgaben verlangen würde.

Der Redner setzte sich dann mit Stv. Lenel über die Stellungnahme der Volkspartei auseinander. Die Partei habe um eine Differenz von 150 000 Mark die Stimmung herausbeschworen, die einen erheblichen Prestigeverlust für die Stadt mit sich brachte. Es gäbe kein Mittel, eine Gtatüberschreitung zu verhüten, solange man nicht die Einnahmen ganz genau feststellen könnte. Erfreulich sei es, wenn nun in der Volkspartei eine kleine Lösung eingetreten sei.

Zum Stv. Moekel gewendet erklärte der Redner, daß seine Fraktion die Zensur nicht wünsche. Die Höhe des Zuschusses, auf den sich das Zentrum beschränken wolle, sei eine Unmöglichkeit. Das Zentrum glaube seine kulturellen Wünsche durchsetzen zu können, weil man seine Stimmen braucht. Wenn das gelänge, würde unser Nationaltheater zu einem belanglosen Provinztheater. Garnichts sei dann besser. Irgendwelche Zensurbestimmungen für das Theater könnten unter keinen Umständen anerkannt werden, und darin seien sich sieben Achtel der Bürgerschaft einig. Die sozialdemokratische Fraktion freue sich, wenn es durch ihre Stellungnahme das Theater aus der Zensurklaue des Zentrums retten könne.

Stv. Moekel (Zentr.)

bemerkt, daß Zentrum treibe eine Politik der allgemeinen Sitte und des Anstands, und nicht, wie der Herr Oberbürgermeister nach seinen Ausführungen anzunehmen scheine, Zentrums-politik. Das Zentrum wolle eben nicht, daß die Mannheimer Bühne ein Tummelplatz für Zionismus und Boten sei. Das Orchester habe seine Forderungen zu hoch geschraubt. Das Zentrum sei sich der Schwere seiner Verantwortung wohl bewußt. Der Redner selbst bedauerte, daß in der heutigen Sitzung mancher umgefallen sei. Er könne nicht für den Weiterbetrieb des Theaters eintreten, wenn es den Weg weitergehe, den es bisher gegangen sei. In der Kundgebung am Sonntag sei das Zentrum beschuldigt worden, daß es das Theater zu einem Objekt seiner Weltanschauung mache. Ich möchte (zu den Sozialdemokraten gewandt) Ihnen ein Wort zuzusagen, das in den „Verbrechern“ ausgesprochen wird. Es fehlt nur noch, daß wir das neue Stück „Die Wohnungsnott“ aufführen. (Erregte Zurufe der Kommunisten.)

Das Zentrum befindet sich nicht im Angriff, sondern in der Abwehr, es wolle eine Reinigung des Theaters (Heiterkeit). Die Bedingungen des Zentrums müßten erfüllt werden, man wolle gute Kunst haben. (Sozialdemokratischer Zuruf: Haben Sie denn die Sitte allein?) Dr. Moekel fortlaufend: Sie werden mir nicht abreden wollen, daß es heute noch ein Normalgefühl für Sitte und Anstand gibt. Ein Theater anderer Anschaubarung ist ein Unsinn. (Soz.: Ahnungloser Engel!) Hinter uns steht nicht nur die katholische, sondern fast die gesamte Bevölkerung überhaupt. So wie die Wirtschaftspartei, machen wir es allerdings nicht, wir lassen uns nicht durch schöne Reden irre führen. Sie bekommen unsere Zustimmung nicht. Wir wollen sehen, was die Zukunft bringt und halten fest an dem Gedanken, daß wir Kultur und Religion brauchen. (Beifall beim Zentrum.)

NBLZ

615

14.12.1929

NBLZ

Nr. 635

Stadtrat Lechleiter (Komm.)

behauptet, es stimme nicht, wenn gesagt werde, die Theaterkrise habe einen Volkssturm hervorgerufen. Wenn das so wäre, dann hätte die Volksbühne in ihrer Rosengartenversammlung nicht den kläglichen Besuch von 600 Personen zu verzeichnen gehabt. Die Sonntagsversammlung war gut vorbereitet und mit 2700 Personen besser besucht (Burus: es waren mehr). Kein Kopf mehr! Von diesen 2700 Personen waren mindestens 1000 direkt oder indirekt interessiert, wenn man diese abziehe, so bleiben 1700 Personen, die ihre Sympathie für das Theater zum Ausdruck gebracht haben. Dabei kann man doch wirklich nicht von einem Volkssturm sprechen.

Das heutige Theater sei nicht mehr der Ausdruck der heutigen Zeit. Wenn das Theater aufrecht erhalten werden soll, dann muß es ein Theater sein, das der Meinung der breiten Massen Ausdruck verleiht. Die Krise der Theater sei eine Krise der kapitalistischen Gesellschaft. Die Kommunisten seien aber bereit, auch dem heutigen Theater Mittel zu geben, aber nur dann, wenn es, soweit es heute möglich ist, in den Dienst der proletarischen Klasse gestellt wird zur weiteren Aufrechterhaltung der Arbeiterschaft. Wir müssen Garantien erlangen, daß der Stimmung der Arbeiterklasse Rechnung getragen wird. Wenn aber diese Garantien nicht gegeben werden, dann können wir auch keine Mittel bewilligen.

Stv. Morell (Christl.-Soz.):

Wenn man bedenkt, daß viele Geschäfte heute nicht mehr in der Lage sind, ihre Steuern zu bezahlen, wenn in Mannheim 16 000 Arbeitslose der Allgemeinheit zur Last fallen, so könne es nicht verantwortet werden, dem Theater so hohe Zuschüsse zu gewähren. Es sei beim Theater nicht anders wie bei Reich und Ländern: Behörden und Verwaltung verschlingen alles. Dazu helfe nur radikaler Abbau der Verwaltungskosten. Sämtliche Gehälter über 12 000 M., alle Pensionen über 5000 M. sollten gestrichen werden. Dann könnten auch die in Mannheim bezahlten überhohen Gagen auf ein vernünftiges Maß begrenzt werden. Der Redner schloß unter Ablehnung jeden Zuschusses mit der Forderung: Erst Arbeit und Brot, dann Theater und Vergnügen.

Stv. Oelenheinz (Aufwertler):

findet, daß heute viel hohe Töne geredet worden sind, man habe sogar gesagt: „Wer das Theater ablehnt, nimmt den Arbeitern das geistige Brot.“ Dagegen müsse daran erinnert werden, daß jene Leute still waren, als man den alten Rentnern das wirkliche Brot des Lebens nahm. Die Frage der Weiterexistenz des Theaters könne vielleicht gelöst werden mit Hilfe der städtischen Ueberschüsse, die, wie man höre, in Höhe von 3 Millionen zur Ausleihung gelangen. Über die Frage dieser Reserven möchte er gern einmal Genaueres hören.

Da Wortmeldungen nicht mehr vorlagen, tritt eine Pause ein zur Beschlusssfassung des Stadtrats über den demokratischen Antrag.

Nach der Pause teilte der Oberbürgermeister bei Wiederbeginn der Sitzung mit, daß sich der Stadtrat mit dem Antrag der Demokraten beschäftigt und ihn angenommen habe. Er nehme an, daß nach dem Stadtratsbeschuß das Wort nicht mehr gewünscht werde.

Es folgte nun die

Abstimmung

und zwar gemeinsam über den Stadtratsbeschuß und den demokratischen Antrag. Für den Stadtratsbeschuß bzw. Annahme des demokratischen Antrags stimmten die Sozialdemokraten, die Demokraten, die Wirtschaftspartei, die Deutschnationalen und die Aufwertungspartei mit insgesamt 61 Stimmen, gegen den Antrag stimmten die Kommunisten, das Zentrum, die Deutsche Volkspartei und der Christlich-Soziale Morell mit insgesamt 48 Stimmen.

PSPK, SA, PA

280. m

518A

Anmerkungen

Mannheimer Theaterpolitik

Die Kämpfe um den Bestand des Mannheimer Nationaltheaters gehören nun der Geschichte an. Hoch gingen die Wogen des Für und Wider, in den Parteien, in der Presse, in der theaterliebenden Bevölkerung. Kommenden Generationen sei es überlassen, zu ergründen, wo der Sinn aufhört und der Unsinn beginnt, wenn sie die Beschlüsse des Jahres 1929 lesen: „Die städtischen Körperschaften haben die Fortführung des Nationaltheaters befürwortet, die Bereitstellung der Mittel aber abgelehnt. (Sitzung des Bürgerausschusses vom 15. November.) Auch ein neuer Theatervoranschlag kam in der Sitzung des Stadtrates vom 28. November zur Ablehnung.“

In diese für das Mannheimer Nationaltheater gefährlich gewordene Lage, griff die Freie Volksbühne mit einer Kundgebung ein. Sie wandte sich mit ihren beiden Rednern, Generalintendant Prof. Ebert-Darmstadt und Ernst Moehring-Breslau, mit allem Nachdruck gegen die drohende Schließung einer so ehrwürdigen Kulturbühne, die einer Kulturschande gleichkomme. Die Worte Eberts „Hunderttausende erwarten draußen im Reich mit größter Spannung die Entscheidung über die Existenz des Nationaltheaters, denn hier kann eine Lawine in Bewegung gesetzt werden, die auch die Existenz anderer staatlicher und städtischer Theater gefährdet: die politische Infizierung des Theaters, die Entscheidung über Wohl und Wehe eines Institutes nach politischen Gesichtspunkten“ trafen den ganzen Ernst der heutigen Situation des deutschen Theaterbetriebs.

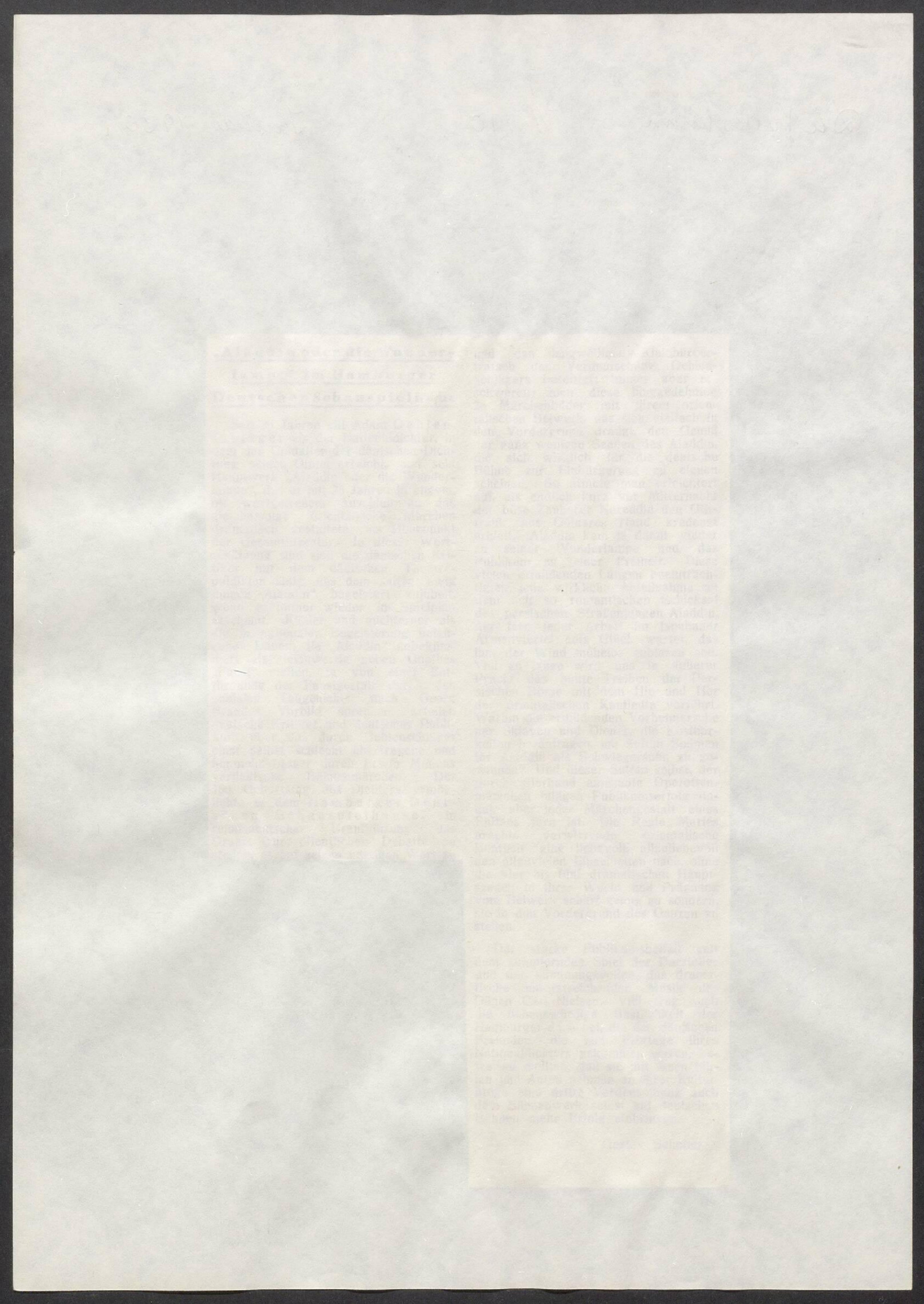
In letzter Minute appellierte im Nibelungensaal auch das Theaterpersonal in einer von Tausenden von Theaterfreunden besuchten Versammlung an die entscheidenden Stellen, altes Kulturgut, das erste deutsche Regietheater, in seinem Bestande zu retten. Schauspieler Haubener vom Nationaltheater, der Präsident der deutschen Bühnenengossenschaft Wallauer (Berlin) und der Mannheimer Rechtsanwalt Gentil betonten in ihren Reden die tief einschneidenden Folgen, die eine Schließung der Schillerbühne nach sich zögen, nicht nur für Mannheim, die Grenzstadt der

deutschen Südwestecke, sondern für ganz Deutschland, das die Vorgänge mit höchstem Interesse und stärkster Beunruhigung beobachte. Einmütig und voller Theaterbegeisterung wurde von der Massenversammlung der Mannheimer Bevölkerung eine Entschließung angenommen, die den unersetzlichen Verlust ihrer Bühne, in jahrelanger Entwicklung zu einem künstlerischen Organismus zusammengefügt, abzuwenden suchte.

In der Bürgerausschuß-Sitzung vom 13. Dezember, wo ein letzter Ruf des Oberbürgermeisters Dr. Heimrich erfolgte, das Theater aus dem Spiel der Parteien zu nehmen, wurde die Theaterkrise beendet. Ein jährlicher Zuschuß von 1 100 000 RM. sichert den Fortbestand des Mannheimer Nationaltheaters auf drei Jahre. In dieser Sitzung wurde auch die Intendantenfrage angeschnitten. Sie ist noch in Schwebe. Das städtische Nachrichtenamt bittet uns aber, mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die Meldung des deutschen Theaterdienstes Dr. Goetz über Verhandlungen mit auswärtigen Intendanten genau so aus der Luft gegriffen sei, wie die vor einiger Zeit an die Presse erfolgten irreführenden Mitteilungen über Mannheimer Theaterverhältnisse.

K. O.

*



Sie Volksbüchne

N. 10

Januar 1930

Mannheimer
Nationaltheater

Oper - Uraufführung „Die Rückkehr“
von Darius Milhaud.

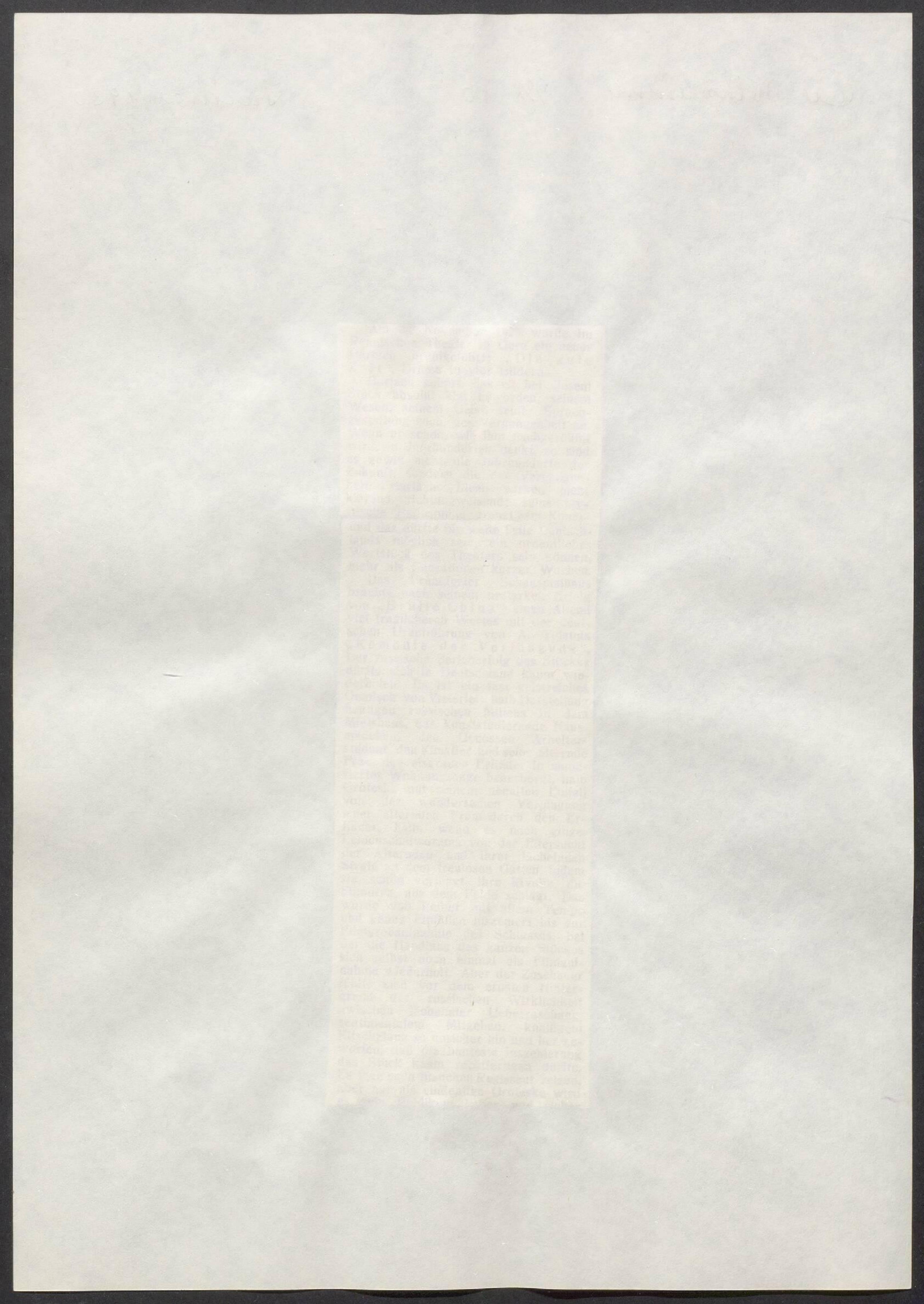
Provencalischer Geist, überhaucht von Empfindung, schwebt nicht nur über dem Text, von Francis Jammes Roman „La Brébis égarée“ entnommen, auch die Musik dieser Oper des Darius Milhaud, eines Führers der französischen Moderne, strömt sich rein lyrisch aus. Im Formalen dem

musikalischen Impressionismus Debussys sich nähernd, durchflutet mit quellendem Gefühl von einer Behutsamkeit, die in einer Gebetszene zu unendlicher Zartheit führt: das ist die Signatur des bereits 1913 geschriebenen Werkes. Gewiß, wir stoßen bei diesem „musikalischen Roman“ auf keine unmittelbare Dramatik, vielmehr auf Eklogischen, auf eine epische Idylle, die das Seelische breit aufreißt. Allzubreit mitunter, mit lar moyanten Tönen, die den Rand der Langeweile streifen.

Die Spielleitung Dr. Heins setzte die Geschichte der Liebe von Françoise, die eines Künstlers willen den Gatten und ihre Kinder verläßt, um nach einer Zeit der Not und Krankheit von diesem als „verirrtes Schäflein“ wieder aufgenommen zu werden, in eine Abspulung schlichter Bilder, zu denen ein Terzett lesender Frauen erklärende Worte fügte. Mit ebenso einfachen Mitteln war vom Bühnenbildner Dr. Löffler das Atmosphärische eingefangen, mit einem Kostümlichen à la Renoir. Mit aller Liebe war das Musikalische von Erich Orthmann, der auch die deutsche Uebertragung und Einrichtung der Oper besorgt hatte, einstudiert worden; er hatte in letzter Minute wegen Krankheit die Leitung an den einfühlungsstarken Helmut Schlawing abgeben müssen. Die führenden, ungemein anspruchsvollen Partien wurden von Helmut Neugebauer, Adolf Loeltgen und Edit Merker trefflich gemeistert. Nur zögernd gab das Publikum der Neuheit seine Anerkennung.

Dr. Konrad Ott.

*



Piscator in Mannheim

Im Apollotheater, wo man rühmlich Aktuelles spielt, hatte sich Piscator mit seinen Leuten angesiedelt. Nach den nächtlichen Proben erwartete ein übervolles Haus mit Spannung seine neue Regieleistung in Carl Credés tendenziösem Bühnenwerk „§ 218“. Einfach, schlicht, im szenischen Rahmen, dem ihm Traugott Müller durch den naturalistischen Querschnitt einer Wohnbaracke zog, rollte sich das stille Leid eines Proletarierweibes ab, deren Leib und Leben von einer Kurpfuscherin vernichtet ward. Ihr Schicksal wurde von Piscator durch kein Filmband umrankt, es flitzte nur ein kärglicher Ansatz einer Photoprojektion hinein. Dafür feuerte sein leidenschaftlicher Regiewillen die anklägerischen Worte mit Pathos ins Publikum. In seiner Mitte ließ er vor Beginn des Spiels eine Diskussion zwischen Richter, Pastor, Arzt über das Thema von der Not der Frauen entstehen. Solche Erörterungen lagen auch zwischen den Akten. Dieses Publikumsspiel, an diesen Stellen verblüffend wirkend, auch stimmungsträchtig, wurde störend und peinlich, wenn es knallig in die offene Szene hineinpreschte. An knalligen Effekten fehlte es im übrigen nicht bei der Attacke gegen den berüchtigten Abtreibungsparagraphen. In der Schlusszene tat Piscator ein übriges: Er gab ihr aufrührerische Pointiertheit durch Zufügung politisch zugespitzter Forderungen. Dies zündete vielleicht mehr bei den anwesenden Kommunisten, die den Ruf „Weg mit der Jusitz“ mit der

„Internationale“ beantworteten, als das still in sich verhaltene, unerhört erschütternde Spiel von Ellen Widmann, die der Proletarierfrau alle Züge der Entbehrungen des vierten Standes aufdrückte. Nach der Aufführung wurden Piscator, die Spielenden und der Verfasser des Stückes vom Beifallsturm umtost.

Inzwischen haben die Aufführungen des „Schauspielkollektivs Piscator“ in Heidelberg, Worms (wo es zu nationalsozialistischen Prügeleien kam) und in Frankfurt a. M. denselben nachhaltigen Eindruck hinterlassen, wie bei der Premiere in Mannheim, von wo aus die Gastspielreise erfolgte.

Konrad Ott.

*

DEUTSCHER THEATERDIENST

THEATER - FILM - RUNDFUNK - SCHALLPLATTE



DEUTSCHER
THEATERDIENST

CHEFREDAKTEUR: DR. OSCAR GOETZ

VERLAG: DEUTSCHER THEATERDIENST E.V.

BERLIN W 15 / JOACHIMSTHALER STRASSE 24

FERNRUF: J 2 OLIVA 3845-46

DRAHTANSCHRIFT: DEUTHEADI

4. JAHR NR. 70

DONNERSTAG, 9. APRIL 1931

ALS MANUSKRIFT GEDRUCKT

REDE FÜR EIN DEUTSCHES THEATER

Oberbürgermeister Dr. Heimerich (Mannheim):

Der Bürgerausschuß der Stadt Mannheim in seiner Mehrheit wünschte im Vorjahr, den Theaterbetrieb mit den drei Spielgattungen (Schauspiel, Oper, Operette) aufrecht zu erhalten, glaubte aber, angesichts der Wirtschaftslage die Verantwortung für die Bewilligung der Mittel nicht tragen zu können. Daraufhin hielt Oberbürgermeister Dr. Heimerich in einer Sitzung des Bürgerausschusses folgende beachtliche Rede, die heute fast in jeder deutschen Theaterstadt Beachtung verdient.

Zwei Fraktionen haben die Fortführung des Theaters und den Theateretat aus weltanschaulichen Gründen abgelehnt. Ich habe Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung und bin auch der Meinung, daß auf Weltanschauungen größtmögliche Rücksicht genommen werden muß. Aber in einer Stadt und in einer Zeit, in der die verschiedensten Meinungen und Weltanschauungen bestehen, kann das nur im Rahmen des Ganzen erfolgen. Gilt nach dem berüchtigten Rezept des ehemaligen Reichskanzlers Michaelis für jede Partei etwa nur Theaterkultur „wie ich sie verstehe“ und muß dem „Fidelio“ und sechzig oder siebzig zeitlos wertvollen Stücken, die über unsere Bühne gehen, deshalb das Lebendige ausgeblassen werden, weil drei oder vier Stücke von der einen oder anderen Gruppe abgelehnt werden? Erinnert das nicht ein wenig an den Bären in der Fabel, der durch einen Steinwurf die Fliege am Kopfe des schlafenden Menschen verscheuchen wollte?

Und nun zu den kühlen Rechnern, die dem Theater einen Betriebszuschuß von einer Million äußerstens bewilligen wollen, aber von bestimmten Einnahmen dabei überhaupt nicht ausgehen. Diesem Vorschlag liegt die Idee der Verpachtung des Theaters zugrunde. Man hat mittlerweile eingesehen, daß die Verpachtung unter den heutigen Zeitverhältnissen nicht möglich ist. Die Verwaltung hat mit aller Kraft auf Grund genauer Einzeluntersuchungen auf eine Verminderung des Zuschußbedarfs hingearbeitet. Die Verwaltung glaubt, mit dem Vorschlag eines Betriebszuschusses von 100 000 RM. bis an die äußerste Grenze der im Augenblick vertretbaren Einsparungen gegangen zu sein. Aber wenn ein Theater ein Kulturtheater bleiben, ein gewisses Niveau behalten soll, und nicht das Risiko eingegangen werden will, daß die Einnahmen rapide sinken, kann unter gewisse Aufwendungen nicht heruntergegangen werden. Ihre ganze Rechnung, meine Herren von der Kaufmannsseite, ist eine Milchmädchenrechnung, wenn uns auf der Einnahmeseite auch nur 100 000 RM. fehlen! Schließlich darf ich auch noch darauf hinweisen, daß schon mancher Kaufmann eine allzu radikale und vorschnelle Rationalisierung bereut hat. Gewiß, ich vertrete die Auffassung, daß die Theatererörterung uns in einigen Jahren wieder vor neue Lösungen stellen kann. Das bedeutet aber nicht, daß wir uns eine Dauerkrise leisten können, wie sie hier mit allerlei finanziellen Schädigungen der Stadt schon seit Jahren besteht. Es muß die Entschlußkraft gefunden werden, diese Krise endlich einmal, wenigstens auf eine gewisse Zeit, in vernünftiger Weise zu beenden. Viele Bürger, darunter auch manche Stadtverordnete, scheinen sich über die Folgen einer Schließung des Theaters noch nicht völlig klar zu sein. Wir hätten dann die moralische Verpflichtung, eine Reihe von Theater- und Chormitgliedern, die über vierzig Jahre alt sind, aber vermutlich kein anderes Engagement mehr finden können, in irgendeiner Form zu unterstützen. Es ist aber ohne weiteres klar, daß die unmittelbare und mittelbare wirtschaftliche Schädigung, die durch eine Schließung des Theaters erwächst, weit über den Personenkreis der unmittelbar Engagierten hinausreicht, da es auch sonst allerlei Kreise gibt, die in ihrer Existenz vom Theaterbetrieb beeinflußt sind und eine wesentliche wirtschaftliche Schädigung der Stadt insbesondere auch daraus er-

wächst, daß unsere Stadt für Fremde aus der näheren und weiteren Umgebung, für Kongreß- und Verkehrswerbung seinen wesentlichsten Anziehungspunkt verliert. Wir haben gerade in diesem Jahre mit großem Erfolg für Mannheim geworben, das bisher in der Hauptsache nur als Quadrat- und Theaterstadt bekannt war. Was sollen wir nach dem Wegfall des Theaters zur Begründung sagen, wenn wir den Ruf „Besuchet Mannheim!“ ertönen lassen, ganz zu schweigen von dem ungeheuren Prestigeverlust, den Mannheim bei einer Schließung seiner Kunstaborte allerorts in Deutschland, ja, auch im Auslande erleiden wird, aber es ist damit noch nicht genug. Mit dem Orchester wird ein weiteres berühmtes Institut zugrundegehen, welches das Kernstück unseres reichen Musiklebens bildet. Ich bin damit bei der schweren kulturellen Schädigung der Stadt angelangt, die eine Schließung des Theaters zur Folge haben wird. Es werden Kirchen und Schulen zur Erhebung und Bildung der Menschen gebaut. Ist nicht das Theater auch eine Stätte der Bildung und Erhebung? Und steht es nicht turmhoch über den

seichten Dingen, die an allen Straßenecken der Bevölkerung für ihre Mußestunden angeboten werden?

Wollen wir denn nicht diesem grausamen Spiel, das letztlich die Bürgerschaft belastet, das nur unnötige Ausgaben verursacht und Verwirrung stiftet, nunmehr ein Ende machen? Ich habe, das wird mir jeder, der die Verhältnisse kennt, bestätigen müssen, mit einer ungeheuren Geduld wochen-, ja monatelang versucht, einer vernünftigen Verständigung die Wege zu ebnen. In Ihrer Hand liegt es, den Streit zu beenden, bevor er sich wie ein ungeheurer Brand auf alle Kreise der Bürgerschaft selbst ausdehnt, denn seien Sie überzeugt, so leicht gibt die Bevölkerung unserer Stadt ihr Theater nicht verloren!

(Der Erfolg dieser Rede war, daß der Bürgerausschuß den vom Stadtrat beantragten Betriebszuschuß von 100 000 RM. für die nächsten drei Jahre bewilligte, so daß Mannheim als erster Stadt die jährlichen Theaterdebatten erspart bleibt. Auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet, beträgt der Zuschuß jährlich ca. 4 M. So bleibt es unverständlich, daß in anderen Städten um wesentlich geringere Beträge so endlos lange gestritten wird.)

